Launen der Liebe.

Novellen.

Preußische Staats-Bibliothek Berlin

Berlin,
im Kunst- und Industrie-Comptoir.
1810.

WARNER LIBRARY

Wilh fuhr von Leipzig nach Merseburg. Auf halbem Wege, in der Windmühle, ward gefüttert. Wilh traf da einen Prediger sammt Frau und Tochter. Die Familie wollte nach Leipzig reisen. Das Mädchen war wunderschön. Der alte Vater, ein äußerst gesprächiger froher Mann, knüpfte mit Wilh bald eine Unterredung an. Karoline strickte; nur zuweilen ruhte ihr Blick auf dem jungen Wilh, den sein elegantes Reisekostüm recht gut kleidete. Die Mutter machte am Kaffeetisch die Wirthin. Wilh's Kaffee war noch nicht fertig. Die gastfreundliche Predigerin offerirte dem jungen Fremden unterdessen eine Tasse, die dieser von seiner Portion wieder zu ersetzen versprach, und so war die erste Bekanntschaft angeknüpft. — Sonderbar genug! in einer Windmühle!

— 2 —

Karoline sprach wenig. Willy sah heute nicht das erste Mädchen. Er ward an dem irre. Damals waren die Landpredigertöchter noch einfältige sittsame Jungfrauen. Sittsam mochte Karoline sein; aber einfältig gar nicht. In ihrem Auge lockte ein unaussprechlich liebliches Feuer. In ihrem Gesicht lag etwas heimlich lachendes: Ihre scheinbar absichtliche Einfaltslosigkeit gab ihr einen eigenen Reiz. Man sah, sie konnte sprechen: aber sie wollte nicht. Dabei war sie ungemein freundlich, und gegen Willy — wenigstens bildete sich das der eitle junge Mensch ein, — besonders aufmerksam.

Der Kaffee war ausgetrunken: der Pfarrer brach auf. Willy begleitete alle drei bis an den Wagen. Beide Alte stiegen zuerst ein: nach ihnen Karoline.

Willy war kühn genug, dem Mädchen unvermerkt einen Kuß auf die Hand zu drücken. Karoline that, als ob sie es nicht merke. Sie setzte sich rückwärts. Der Wagen flog dahin. Willys Blicke ihm nach. Karoline beugte sich nicht heraus: endlich lenkte die Chaise um eine Ecke. Da sah er den freundlichen Lockenkopf zum letztenmale.

Still und in sich gekehrt ging er in das Wirthshaus zurück: er setzte sich auf ihren Sitz, er trank aus ihrer Tasse, und ein halber Zwieback, den sie hatte liegen lassen, war ihm die heiligste Reliquie.

Endlich brach er auf, und setzte seine Reise nach Merseburg fort, wo er in kaufmännischen Geschäften eine Woche ungefähr sich aufzuhalten gedachte. Er trug dem Miethekutscher, der ihn gefahren hatte, und nun wieder nach Leipzig zurückkehrte, auf, sich genau nach dem Logis des Predigers zu erkundigen: er selbst hatte dies, zu sehr mit Karolinens Zauberreizen beschäftigt, vergessen.

Nach acht Tagen eilte er nach Leipzig zurück. Sein Spion brachte die Nachricht, daß der Prediger im Heim abgestiegen sei, nachher aber ein anderes Logis bezogen habe; welches? hatte er nicht erfahren können. Selbst forschte überall umher, aber immer umsonst.

So verging fast ein halber Monat. Karolinens liebliches Bild stand noch immer vor seiner Seele. Er hatte nie ein reizenderes Geschöpf gesehen. Immer noch hoffte er, sie irgendwo zu fin-

den, und darum theilte er seine Windmühlen-Bekanntschaft keinem seiner Freunde mit, aus Furcht, andere auf sie aufmerksam zu machen und sie dann zu verlieren.

Zufällig fand er eines Abends im Schauspiel neben einem jungen Offizier, einem seiner vertrauteren Bekannten. Beide gestanden einander die herzlichste Langeweile über das Stück, was eben gegeben wurde, und der Lieutenant that den Vorschlag, dafür nach Gautsch zu fahren.

Gautsch ist ein Dörfchen unweit Leipzig, jungen Wüstlingen durch ein öffentliches Haus bekannt, welches von der Polizei connivirt wurde. Wilth, der die Gautscher Schönen längst ausgekostet hatte, fand keine Neigung, diesem Vorschlag Gehör zu geben, und schützte vor, daß es schon zu spät sei. Der Lieutenant sprach noch ein langes und breites darüber, und setzte als einen besondern Beweggrund hinzu, daß ein eben erst angekommenes Mädchen dem Hause eine ganz neue Zierde gebe. Selbst hatte er es noch nicht gesehen, sondern nur eine Beschreibung von ihm gehört, die er denn dem empfänglichen Wilth treu mittheilte.

Wilth blieb bei seiner ersten Aeußerung, daß

es zu spät sei, und kaum war das Schauspiel zu Ende, so trennte er sich vom Lieutenant, suchte einen Miethswagen und flog nach Gautsch. Des Offiziers Beschreibung hatte eine sonderbare Unruhe in ihm rege gemacht. Die Gautscher Novize mußte mit seiner Karoline einige Aehnlichkeit haben und ein, diesem Engel ähnliches, Mädchen heute zu umarmen, war ihm ein eigener Genuß.

Er fand sich getäuscht. Nichts als die gewöhnlichen Gesichter. Eine einzige Fremde! gemein, uninteressant, nicht einmal hübsch. Er trank seinen Punsch, ohne die Mädchen eines Blicks zu würdigen: eins verließ nach dem andern den Murrkopf, bis er allein war. Er lachte über die Mürrinnen, bezahlte seinen Punsch, und wollte zur Thür' hinaus. In dem Augenblick trat Karoline herein.

„Um Gotteswillen, Mademoisell, Sie hier?" rief Wilth außer Fassung. Karoline hielt die Hand vor die Augen. Ihre Verlegenheit, ihre Schaam lieh ihr tausend neue Reize.

„Verdammen Sie mich nicht, mein Herr," sagte sie leise, legte beide Hände gefaltet auf ihre schöne Brust und senkte den Kopf. „Ich bin un-

glücklich — sehr unglücklich.“ Sie barg das Gesicht in ihr Tuch und weinte.

„Unglücklich? wiederholte Wilth und sein Blick umfaßte die ganze Grazien-Gestalt des Mädchens, das wie eine Bäßende vor ihm stand.“ Nein, unglücklich sollen Sie nicht sein. So wahr ein Gott lebt. Sein Sie barmherzig: halten Sie mich für einen rechtlichen Mann. Haben Sie Vertrauen zu mir. Wie kamen Sie hieher? Erzählen Sie!

Karoline erzählte nun, von Thränen und Seufzern oft unterbrochen, und äußerst leise, um nicht behorcht zu werden: sie sei mit ihren Eltern nach Leipzig gekommen, um sich mit einigen Verwandten aus Dresden ein Rendezvous zu geben. „Nach einem Aufenthalte von acht Tagen,“ fuhr sie fort, „reisten meine Eltern wieder zurück. Ich mußte auf dringendes Bitten meiner Verwandten noch eine Zeitlang bleiben. Der Vater hatte einen neuen Wagen gekauft und ihn mit seinen Pferden zu Hause gefahren; mir gab er den Auftrag, in dem alten Wagen mit gemietheten Pferden nachzukommen. In Gautsch, dicht vor dem Hause, in dem ich mich jetzt befinde, zerbrach der alte Wagen.

Schmidt und Stellmacher, die ich gleich rufen ließ, erklärten, daß die Reparatur unter 2 bis 3 Tagen nicht gemacht werden könnte; und der Besitzer des Hauses, der vor der Hausthür stand, meinen Unfall sah und meine Verlegenheit bemerkte, bat mich, unterdessen einzutreten. Fremd in Gautsch und in der ganzen Gegend, nahm ich diesen gastfreundschaftlichen Antrag, der von der Frau des Wirths, Madame Hase, mit unglaublicher Gutmüthigkeit unterstützt wurde, mit Dank an und fand eine sehr artige und anständige Aufnahme. Endlich wurde der Wagen fertig. Die Reparatur-Kosten betrugen 27 Rthlr. Die Rechnung des Herrn vom Hause 10 Rthl. Diese Ausgabe war für meine kleine Reisecasse, die auf solche außerordentliche Fälle nicht eingerichtet war, zu groß. Ich bat den Wirth, mich so lange bei sich zu behalten, bis ich durch einen Expressen meinem Vater den Unfall gemeldet und von diesem die nöthigen Gelder erhalten hätte. Der Wirth bewilligte dies gern, der Bote wurde abgefertiget; fast muß ich aber glauben, daß er nur zum Schein gegangen ist, denn sonst müßte die Rückantwort schon vor einigen Tagen eingetroffen sein. Die Mädchen vom Hause,

die mir als Schwestern der Wirthin und des Wirths waren vorgestellt worden, drängten sich nach und nach mit Vertrauen an mich. Jede führte ihren Geliebten bei mir ein, und diese nahmen sich in meiner Gegenwart Freiheiten gegen die Mädchen heraus, die diese mit eben so vieler Schamlosigkeit erwiederten. Endlich führte man mir sogar selbst ähnliche Liebhaber zu; und nur mit der angestrengtesten Kraft gelang es mir, bis jetzt dergleichen abscheuliche Anträge von der Hand zu weisen." „Jetzt sehe ich wo ich bin" schloß sie mit verzweifelnder Stimme. „Gott! meine Eltern — meine Ehre — aber eher will ich sterben, ehe diese Unmenschen über mich siegen!"

Wilch schäumte vor Wuth, zitterte vor Freude, stand wie versteinert vor dem zarten Idol seiner heiligen Liebe, schritt mit heftigen Bewegungen durch das Zimmer, weinte, lachte, fluchte, tobte — kurz er war außer sich. Seine ganze glühende Rache fiel auf Hase; den erstechen, die Frau erdrosseln, die Mädchen alle mit glühenden Zangen reißen, die Elenden, die es gewagt hatten, einen Kuß von diesem angebeteten Mädchen nur zu wün-

schen, viertheilen — dieß wäre ihm in diesem Augenblicke das süßeste gewesen.

„Guter, edler Mensch," sagte Karoline sanft und lächelte durch ihre bittern Thränen durch, „mit allem dem wäre meine Ehre mir immer noch nicht gerettet, diese kann mir nur durch ewige Verschleierung aller hier im Hause erlittenen Vorfälle, und durch die möglichst schnelle Entfernung von diesem verrufenen Zirkel erhalten werden."

Wilth konnte ihr nicht Unrecht geben. Er sah am Ende selbst ein, daß man mit der äußersten Delikatesse mußte zu Werke gehen, um alles öffentliche Aufsehen zu vermeiden. Er wollte mit Hase selbst sprechen, um ihn wegen seiner Anforderungen, in Betreff der für Karolinen gemachten Auslagen, zu befriedigen, allein Karoline übernahm aus Furcht, Wilth möchte sich von seiner Hitze doch noch übereilen lassen und unangenehme Auftritte veranlassen, diese Unterhandlung selbst.

Sie eilte aus dem Zimmer. Wilth war allein. Jetzt erst gewann er einen Augenblick, sich zu sammeln, und den sonderbaren Zusammenhang der Begebenheiten dieses Abends aneinander zu reihen. Sein Herz wurde ihm groß, bei dem Gedanken,

dieſes Mädchen gerettet zu haben. Sein Plan war fertig; er wollte ſie von Haſe befreien, ſodann bei ſeiner Mutter einführen, Karolinens Vater den Vorfall melden, und dieſen um die Hand ſeiner liebenswürdigen Tochter bitten. Daß Karoline ihn liebe, daran zweifelte ſeine Eitelkeit keinen Augenblick. Seine Spiegel ſagten ihm, daß er hübſch ſei, ſeine Bücher, daß er Vermögen beſitze, ſeine Bekanntinnen, daß er nicht unintereſſant ſei. Gut, edel hatte ſie ihn ſelbſt ſchon genannt, und von dem Gefühl der Dankbarkeit konnte er doch auch etwas erwarten. Er war der glücklichſte Menſch unter der Sonne. Mit ſo reinen Gefühlen, mit einer ſolchen zauberiſchen Hoffnung auf eheliches Glück hatte wohl noch keiner im Haſenſchen Hauſe gerechnet.

Jetzt trat Karoline mit dem Hohen-Prieſter der Sonnenjungfrauen herein. Haſe war verdrüßlich und verlegen. Wilh ging mit ihm auf die Seite. „Ihre Forderung an Demoiſelle, hob Wilh ernſthaft und ruhig an, beträgt?“

„Funfzig Thaler zu Groſchen.“

„Demoiſelle meinte, 37 Rthl.“

„Demoiſelle weiß nicht, was ſie meint. Als

wir den Boten fortschickten, betrug ihre Schuld so viel; sie verlangt doch nicht, daß ich sie seitdem umsonst gefüttert haben soll?" „Ach, das ist was anders. Gut. Sie sollen das Geld heute noch erhalten. Ich habe nicht so viel bei mir. Ich fahre diesen Augenblick nach Hause, bringe die nöthige Summe und hole dann Demoiselle zu meiner Mutter ab."

Hase konnte dagegen nichts einwenden. Wilth ersuchte jetzt Karolinen, ihre Sachen einzupacken, er werde bald wieder bei ihr sein.

Karoline begleitete ihren Retter bis an den Wagen: er küßte ihr mit Innigkeit die weiche kleine Hand. Sie drückte die seinige. Er flog davon, und kam nach zwölf Uhr Mitternachts wieder.

Hase wurde befriediget und das holde Mädchen saß neben Wilth im Wagen.

Die Pferde gingen langsam, denn sie waren müde, und die Nacht war stockfinster. Karoline ergriff Wilths Hand und drückte sie an ihr Herz. „O mein Herr" sagte sie mit gerührter Stimme, „noch weiß ich Ihren Namen nicht, aber — seine Hand auf ihr Herz führend — hier hat Ihre Edel-

that Ihr Bild eingezeichnet, un-auslöschlich bis in den Tod.“

Wilth umschlang Karolinen und zog sie in seine Arme. Karoline sträubte sich nicht. Sie war in den Armen ihres edlen Retters. Ihre schuldlose Seele sah in ihm den reinsten Jüngling. Ihre Lippen begegneten den seinigen. Ihr Hauch fachte das glimmende Feuer in Wilths Seele mit einem Augenblick zur lodernden Flamme an.

Der Wagen schaukelte langsam. Finstere Mitternacht umschloß sie. Wie eine freundliche Leuchtkugel ließ Kupido sein Licht in das Dunkel des Wagens leuchten. Vor Wilths Auge war es helle.

Sein Kuß war nicht mehr Kuß der Freundschaft, nicht mehr Kuß des rechtlichen Wohlwollens. Seine Lippen brannten wie elektrisches Feuer. Er barg sein glühendes Gesicht in ihrem Busen, da wand sich das süße Mädchen aus seinen Armen und drückte sich still in die Ecke des Wagens.

Wilth zog ihre Hand an seine Lippen; in seinem bescheidenen Handkuß lag eine leise Bitte um Verzeihung. Karoline war wieder freundlich.

Das Gespräch fand sich wieder. Karoline

schien jenen Augenblick leidenschaftlicher Aufwallung vergessen zu haben.

Sie war herzlich und gut, und [illegible] Hand in der ihrigen liegen; mit seiner Rechten hatte er sie umschlungen. Ihr Kopf ruhte auf seiner Achsel. Wilh war eingeschüchtert; er wagte keinen zweiten Versuch, sich ihr weiter zu nähern.

Als sie an das Thor kamen, schlug es zwei Uhr. Wilh hatte zwar versprochen, mit Karolinen bei seiner Mutter Logis gleich vorzufahren: allein jetzt, meinte er, sei es zu spät: das ganze Haus würde da in Aufruhe gerathen: die Mutter, eine ältliche, umständliche Frau, auf diesen Empfang ganz unvorbereitet, würde vor Schreck außer sich sein, eine fremde junge Dame um Mitternacht in ihr Haus treten zu sehen und — besser, weit besser sei es, die Mutter den folgenden Tag vom ganzen Vorgange erst zu unterrichten, und dann Karolinen einzuführen, wo er für die liebevollste, mütterlichste Aufnahme stehe. „Bis dahin," setzte er ehrlich hinzu, „müssen Sie mit meinem Logis vorlieb nehmen." Karoline weigerte sich anfangs und wollte lieber in einem Gasthofe abtreten, allein Wilh fürchtete entweder, sie noch einmal zu verlie-

ren, oder ein geheimerer Plan lag im heimlichen Neste seiner brütenden Wünsche, oder der Gedanke, ein so himmlisches Mädchen auf seinem Zimmer bewirthen zu können, hatte so etwas romantisches für ihn; kurz er hörte keine Gegen-Einwendungen, und der Wagen hielt vor seinem Hause.

Wilth schlug Feuer an, heizte sein Windöfchen, besorgte selbst Theewasser, und spielte mit unglaublicher Geschäftigkeit und froher Laune den Wirth. Karoline maß an der eleganten Einrichtung seiner Zimmer seinen Wohlstand ab. Sie lächelte freundlich ihm und seiner Wirthlichkeit Beifall zu, arrangirte den Theetisch, und befand sich in dem niedlich meublirten Stübchen ungemein wohl. Wilth sah sie mit Entzücken. Sein künftiges Weib! Wie ein Lichtstrahl blitzte dieser Gedanke in seine Seele.

Jetzt trat eine neue Verlegenheit ins Spiel. Wegen des Schlafens. Karoline schien noch gar nicht daran gedacht zu haben; sie ward verlegen, als Wilth davon zu sprechen anfing. Wilth überließ ihr sein Bette in der Kammer, wozu er frische Ueberzüge aus einem Mahagony Wäschschranke hervor holte; sich selbst behielt er das Sopha im Zimmer vor.

Karoline ließ ſich das Geſchäft, ihr Bette ſelbſt zu überziehen, nicht nehmen, und Wilth leiſtete ihr hülfreiche Hand, ſo weit ſeine Linkiſchheit in dergleichen Geſchäften ſolches zuließ.

Der Thee war getrunken. Karoline ſchien müde zu ſein. Wilth glaubte in ihrem Auge den Wunſch zu leſen, nun zu Bette gehen zu können. Doch bemerkte er noch eine Art Verlegenheit in ihr, ein Zögern, das ihm auffallend war. Sie hatte noch etwas auf dem Herzen.

Er frug ſie endlich. Da lachte ſie verſchämt, und ſagte, „ich habe noch eine Bitte an Sie.“

„Noch eine Bitte — und welche?“

„Legen Sie ſich zuerſt nieder: ich will hier draußen in der Kammer warten, bis Sie ſich niedergelegt haben: dann ſagen Sie mir es. Ich ziehe mich dann aus, löſche das Licht aus, mache die Thüre auf, und lege mich ins Bette. Aber die Thüre, erlauben Sie mir, aufzumachen. Ich habe von Kindheit an nie allein geſchlafen. Ich könnte kein Auge zuthun, wenn ich hier in dem Kämmerchen ganz allein läge. Aber wenn die Thüre auf iſt, und Sie in der Stube ſind, dann bin ich ruhig. Wollen Sie das? Zu Hauſe ſchlafe

ich bei meinen Eltern auch so. Da denke ich, Sie sind mein Vater. Nicht wahr, Sie thun mir den einzigen Gefallen?

„Mein, mein himmlisches Mädchen," entgegnete Wilth, und lächelte über ihre Bangigkeit vor unbekannten Geistern und über ihr Zutrauen zu dem bekannten Dämon, der in seinem Innern wüthete; „das wollen wir anders machen. Ziehen Sie sich in der Kammer aus und legen Sie sich zu Bette. Ich bleibe unterdessen in der Stube: haben Sie sich niedergelegt, dann rufen Sie mich, so nehme ich das Licht heraus und lasse dann die Thüre auf. Sie gewinnen dabei, daß Sie sich nicht im Finstern zu Bette legen dürfen."

Karoline bemerkte mit Verlegenheit, daß die Kammerthüre weder verriegelt noch verschlossen werden konnte. „Sein Sie unbesorgt," sagte Wilth, „legen Sie sich ruhig aus, ich komme nicht eher, als bis Sie rufen; hier mein Ehrenwort. Es hält fester, als ein doppeltes Vorlegeschloß."

„Gute Nacht, mein lieber Wilth," sagte Karoline mit sanfter Hingebung und recht innig bewegt; und doch lag ein zartes Lächeln in all ihrem

Thun

un und Weſen, wahrſcheinlich der Originalität
er Lage entlockt. „Ich danke Ihnen für Ihre
ühe und Ihre Aufnahme, laſſen Sie ſich etwas
ht ſüßes, liebes träumen. Ich werde den heuti-
n Tag nie vergeſſen. Morgen führen Sie mich
Ihrer Frau Mutter. Gute Nacht, mein lieber
reund!“

Mit dieſen Worten ſchlüpfte ſie in die Kam-
er, und machte hinter ſich die Thüre zu. Da
nd nun Wilth. Das ſchönſte Mädchen der Welt
ſeinem Bette. Morgen ſollte er es zu ſeiner
Mutter führen. Morgen hatte er es nicht mehr.
icht einmal einen Kuß hatte er bekommen.

Er lag mit dem Ohr an der Thür. Er hörte
s Rauſchen ihrer herabfallenden Kleider. Er hörte,
s ſie ins Bettchen ſtieg, daſſelbe unter ſeiner ſüs-
n Laſt ein wenig kniſtern. Alles ward heimlich
ll um ſie, da rief ſie leiſe — „Nun!“

In dieſen drei unſeligen Buchſtaben begrub
Wilth ſeine Feſtigkeit; Karoline ihre Tugend.

Wilth ging hinaus, um das Licht zurück zu ho-
n. „Liegen Sie gut, mein Mädchen?“ frug er
it der liebevollſten Beſorgniß des aufmerkſamen
Wirthes. „Recht ſehr gut; nur unterm Kopf

möchte ich noch ein Kissen herausnehmen: es ist mir fast zu hoch; ich liege lieber flacher."

Wilth half ihr das Kissen herausnehmen. Seine Hand zitterte; seine Knie flogen. Er hatte sich über Karolinen herübergebeugt. Das blühende Mädchen lag im niedlichsten Nachthäubchen, versenkt in weichen Flaumen, vor ihm. Ein schwanenweißer, voller Arm, bis zur Achsel entblößt, der runde schöne Hals und die Wellenlinien ihres zauberischen Busens boten sich in üppiger Fülle seinem lüsternen Auge.

Und wenn sich ein Engel dazwischen gestellt hätte, jetzt war es zu spät. Der frische Wintermorgen traf das schöne Mädchen in Wilths Armen. Sie schmiegte sich, als sie erwachte, verschämt an den Geliebten ihres Herzens, um von ihm nicht ins Gesicht gesehen zu werden.

Wilth war namenlos glücklich. Aber peinigend war ihm der Gedanke, jetzt nun sein holdes Mädchen aus seinem Hause herausführen zu sollen. Zum Glück klagte Karoline beim Aufstehen über einen kleinen Anfall von Kopfweh. Wilth nahm daraus Veranlassung, ihr vorzustellen, daß ihr Kopfweh durchaus heftiger werden würde, wenn sie ausgehe,

er bat ſie alſo dringend, dieſen Tag ſich noch zu pflegen. Nach vielem Weigern gewannen ihr endlich Wilths Liebkoſungen den Verſchub ihres Gangs zur Mutter bis Morgen ab.

Wilths erſter Ausflug war zum Juwelier, zur Putzmacherin, zum Schnitthändler. Ueberall nahm er mehrere Artikel des Neueſten und Geſchmackvollſten mit zur Auswahl nach Hauſe.

Er fand ſie bei einem italieniſchen Buche, das ſie aus ſeiner kleinen Bibliothek unterdeſſen gegriffen hatte.

Sie war von ſeiner Aufmerkſamkeit überraſcht und wollte anfänglich durchaus ſich zu keiner Auswahl verſtehen. Endlich, nach langem Zögern, wählte ſie und traf zufällig immer das Theuerſte. Beſonders ſchön war der kleine Schmuck, den ſie ſich ausgeſucht hatte.

Der freudetrunkene Wilth hatte beinah kein größeres Glück, als alles mögliche zuſammen zu tragen, was ihr nur irgend Vergnügen gewähren konnte.

Der Abend kam heran. Dieſelbe Verſchämtheit, dieſelbe jungfräuliche Züchtigkeit, daſſelbe Sträuben, derſelbe ſüße Kampf, derſelbe Sieg.

Wilth hatte nie so gerungen, nie so überwunden. Verschlungen in einander, Herz an Herz, Mund an Mund, schworen sie einander heilige Liebe. Wilth war der glücklichste Mensch. Karoline umfaßte ihn mit der Allgewalt ihrer Reize. Sie schien Eltern, Ehre, sich und ihre Zukunft vergessen zu haben. Sie hatte sich ihm ganz hingegeben.

Karoline erinnerte den folgenden Morgen an die Einführung bei der Mutter. Allein Wilth, der das liebliche Mädchen gern so lange als möglich ganz ungestört genießen wollte, sog ihr vor, die Mutter sei nicht ganz wohl, einige Tage wenigstens müsse sie noch bei ihm bleiben.

Karoline lächelte, schüttelte bedenklich mit dem kleinen Lockenkopf, und schwieg. Sie schrieb an ihre Eltern, erzählte ihren ganzen Vorfall, schilderte ihnen Wilth mit dem lebhaftesten Feuer der Liebe, und bat am Schlusse des Briefes den Vater, ihr Pferde zu schicken, und sie in dem Wagen, der noch in Gautsch stehe, bald abholen zu lassen. Der Brief war in einem vollkommnen, schönen Französisch geschrieben.

Wilth überraschte sie im Schreiben, als er von

seinen Geschäften nach Hause kam. Er fand ihren Styl, ihre Sprachkenntniß, ihre Gewandtheit im Ausdruck ungemein gut. Das Geständniß ihrer Gegenliebe, das er hier schriftlich vor sich hatte, that ihm über alle Beschreibung wohl, nur ihr Wunsch, bald abgeholt zu werden, zerschnitt ihm das Herz. Er sprach so rührend und so dringend darüber, daß sie fürchtete, er möchte den Brief gar nicht ordentlich besorgen. Sie zögerte also nach Tische mit dem Zusiegeln so lange, bis er wieder an seine Geschäfte gegangen war, und trug dann den Brief selbst auf die Post.

Wilth war höchst unmuthig, als er dies erfuhr. Er hatte sie selbst nach Hause bringen und dort bei den Eltern um ihre Hand förmlich bitten wollen. Karolinens zärtliche Umarmungen söhnten ihn wieder aus. Man entschloß sich nun, des Vaters Antwort abzuwarten. Und da diese nicht gar zu lange ausbleiben konnte; so ließ sich endlich Karoline überreden, bis dahin bei Wilth zu bleiben.

Nach ungefähr 14 Tagen kam Wilth eines Abends zu Hause. Karoline umschlang ihn mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Sie hatte recht geweinte

Augen, und schien im Innern sehr tief erschüttert zu sein.

Wilth erschrak und frug nach der Ursache. Karoline reichte ihm einen entsiegelten Brief, und barg ihr Gesicht in ein naßgeweintes Tuch. Der Brief war vom Vater. Dieser schrieb unter andern:

„Dein Benehmen ist ganz strafbar. Du ver„dienst kaum den Namen meiner Tochter. So„bald du nur im Entferntesten deine Lage in „Gautsch errathen konntest, mußtest du die Ge„richte des Orts um Hülfe ansprechen. Statt „dessen aber wirfst du dich einem jungen Manne in „die Arme, der dich mit seinem Aeußern besticht, „und hinter der Larve des Ehrenretters deinen „guten Namen dir leicht rauben kann. Ich habe „ihn nur einige Augenblicke gesehen; allein so „viel sprach wol seine Physiognomie aus, daß „er ein Kind des Fleisches ist. Wie konntest du „ihm dich anvertrauen? wie konntest du seine „Anträge für Ernst ansehen, die nichts anders „bezwecken, als dir den Blüthenkranz deiner „Unschuld zu entreißen? Hätte ich nicht einen „so felsenfesten Glauben an deine Sittenrein„heit, ich würde für dich zittern. Eile, diesem

„gefühllichen Menschen zu entrinnen! Weile „keinen Augenblick länger! Mit der beigeschlos„senen Summe wirst du deine Herreise be„streiten können. Deine Eltern erwarten dich „mit Sehnsucht. Werneck war über dein lan„ges Ausbleiben untröstlich. Er freut sich sehr, „dich zu sehen. Er ist ein reiner, frommer „Mensch."

Wilth war sehr bewegt.

„Deine Eltern wollen uns trennen," sagte er langsam und ernst. Sie verkennen mich und meine Absichten. Ich werde nie von dir lassen, meine reizende Karoline. Wir wollen hin. Beide hin. Ich muß mit dir reisen. Deine Eltern scheinen es nicht zu wünschen. Aber ich muß. Wer ist der Werneck, Karoline?

Ein reicher Pächter in der Nähe, antwortete Karoline, den ihr die Eltern zum künftigen Gatten bestimmt hätten. „Er ist gut und rein," setzte das Mädchen hinzu. „Aber lieben kann ich ihn nicht. Nein, Wilth. Ich werde ihn heirathen müssen und unglücklich sein. Dich habe ich geliebt, weiter keinen. Morgen muß ich fort. Werde ich Dich je wieder sehen, Wilth?"

Es war, als ob Karoline darauf studirt hätte, das Herz ihres Geliebten stückweise zu zerreißen.

Wilth ging mit gesenktem Kopfe und in einander geschlagenen Armen das Zimmer auf und ab. Er fühlte jetzt erst, was ihm Karoline werth war. Er konnte sie nicht lassen. Sein Auge ward dunkel. Sein Gesicht glühte. Nach einer langen Pause rief er fest und feierlich: „Morgen fahre ich mit. Du bist ewig mein. Dein Vater soll mich achten, Deine Mutter mich lieben. Werneck ist ein Narr. Morgen fahre ich mit.“

Er umarmte das Mädchen. Sie zog ihn fester an sich. Es schlug ihm eine schöne Stunde.

Den folgenden Morgen war Karoline krank. Sie konnte keinen Schritt aus dem Bette. Wilth war außer sich. Er bestellte seine Wäscherinn für Karolinen zur Krankenpflegerinn. Er holte den Arzt und wich nicht von ihrem Bette. Der Arzt wußte sich nicht recht in die Krankheit zu finden. Er freute sich aber, eine so äußerst angenehme Bekanntschaft zu machen. Den zweiten Tag, als er die Symptome der Krankheit noch nicht zu fassen vermochte, wünschte sie, ihn allein zu sprechen. Wilth ging in das Nebenzimmer. Sie redete mit

dem jungen Arzte über eine Stunde: nun wußte er, was ihr fehlte.

Sie schrieb an ihre Eltern einen langen Brief: sie schilderte ihre Lage als eine Folge der elterlichen Strenge, und versprach zu Hause zu kommen, sobald sie völlig hergestellt sei. Uebrigens erklärte sie, dem Pächter Werneck nie ihre Hand geben zu können. „Sie werden meinen Wilth sehen" schloß sie „und ihn lieben. Er hat mir ewige Treue geschworen und er spielt nicht mit Eiden."

Wilth setzte noch einige Worte der Achtung und kindlichen Ehrfurcht hinzu. Die Wäscherinn besorgte den Brief zur Post.

Karoline kränkelte anhaltend. Es gab Tage, wo sie völlig wohl war. Wilth fuhr dann auf Anrathen des Arztes mit ihr aus. Wer sie an seiner Seite im leichten Whisky vorbeifliegen sah, stand wie angewurzelt. Das Feuer ihres Auges, ihr zartes Kolorit, das Liebliche ihres freundlichen Gesichtchens, ihre edle Figur und ihr geschmackvoller Anzug fesselte Jeden.

Wilth saß wie ein verklärter Halbgott neben ihr. Sie faßte die Zügel der raschen Mohrenschimmel. Die Thiere schäumten und stampften. Sie

hörten ihren Zungenschlag, und wie die Vögel in der Luft, durchschnitten sie die Winde. Unstreitig waren dies Wilths glücklichste Tage. Man hätte ihm für so einen Nachmittag die halbe Welt bieten können. Er hätte nicht getauscht.

Jetzt lautete das Rathhausglöckchen die Messe ein. Wilths Geschäfte riefen ihn aus Karolinens Armen. Schon seit mehreren Jahren logirte ein alter Onkel aus Breslau jedesmal die Meßzeit über bei ihm. Karoline wanderte also aus und ward bei ihrer Krankenwärterinn, der Wäscherinn, welche im Hebammen-Gäßchen wohnte, für diese wenigen Wochen untergebracht. Den ganzen Tag saß Wilth in der Handlung, und Abends suchte er die Fremden auf den Kaffeehäusern, oder sonstige Gesellschaften auf, so, daß er vor 11 — 12 Uhr nie zu Karolinen kam. Karoline trug dies mit freundlicher Duldung, desto hingebender war sie, wenn Wilth, der trockenen Tagesarbeit müde, des Nachts an ihrem Busen ruhte. Nach der Messe, war es fest bestimmt, wollte Wilth mit seinem Mädchen nach ihrer Heimath. Er wollte seiner Mutter zuvor alles entdecken, und hoffte diese zur Mitreise zu bewegen. Als Gattin führte er dann

Karolinen zurück. So war sein Plan. Ein glücklicher oder unglücklicher Zufall zerstörte ihn.

Auf einem Kaffeehause machte er mit einem jungen Buchhändler aus Niedersachsen eines Abends Bekanntschaft. Das Gespräch lenkte beide bald auf ihren Lieblings-Gegenstand, auf die Mädchen. Der junge Niedersachse, ein angenehmer jovialischer Mensch, schien den Leipziger Schönen wenig Gerechtigkeit wiederfahren lassen zu wollen. Wilth nahm sich seiner Landsmänninnen an.

„Herr," begann endlich der junge Fremde, „da sollten Sie die polnischen Mädchen sehen; das ist eine Grazie, ein Feuer, eine Liebe. Bei Gott im hohen Himmel, man glaubt einen Seraph vor sich zu sehen. Ach und ein Fleisch! ein Fleisch! Freund! nein Sie sehen keine Leipzigerinn mehr an, wenn Sie so eine junge Polinn einmal im Arm gehabt haben."

„Möglich! Möglich!" erwiederte Wilth, von der lebhaften Schilderung schon enthusiasmirt; „allein so lange wir keine polnischen Seraphs anbeten können, müssen wir uns nun schon mit unsern Leipziger Mädchen begnügen." „Nun, damit Sie, lieber Wilth, den Unterschied sehen, wollen Sie

mit? Ich will Ihnen das [illegible]enswürdigste, reizendste Geschöpf auf Gottes [illegible]tem Erdboden zeigen: einen lebendigen Engel. Das Mädchen spricht Polnisch, Deutsch, Französisch, Englisch, zeichnet, malt, singt, ach und liebt — Herr! Man möchte unsinnig werden. Diana kann nicht keuscher scheinen, und Venus nicht verliebter sein: eine Vesta am Tage, eine Bachantin in der Nacht."

„Und diesen Inbegriff aller übermenschlichen Reitze faßt Leipzig?

„Faßt Leipzig, faßt das weltberühmte Hebammen-Gäßchen. So geht es in der Welt. Man sucht Schätze in Amerika und kennt die Goldgrube auf seinem Hofe nicht. Ich als Fremder muß Ihnen vom Cherub im Hebammen-Gäßchen erzählen. Kinder, Ihr seid der Perlen nicht werth."

„Im Hebammen-Gäßchen? eine Polinn? Deutsch? Französisch? Englisch? malt, singt? ha ha ha! das müßte ganz frisch angekommenes Meßgut sein."

„Gott bewahre; Gott bewahre: sie wird von einem jungen Esel von hiesigem Kaufmann gehalten. Man darf nur so unter der Hand auf ein halbes Stündchen sich hinwagen. Punkt halb

10 Uhr müſſen wir das Feld räumen: da ſegelt das Admiralſchiff in den Hafen. Die Stocke ſtehen hoch: unter einem Friedrichsdor wird der Baum nicht aufgezogen.“

Es war, als biſſe ein heimlicher Teufel dem armen Wilth bei dieſen Worten ins Herz. Doch — nein, es war nicht möglich. Das konnte Karoline nicht ſein. Albernes Zeug! Karoline war ja keine Polinn. Wilth lächelte wieder, als ob er von einer ſchweren Krankheit geneſen ſei, und nahm des jungen Fremden Antrag, die kleine Polackinn zu beſuchen, mit erzwungener Bereitwilligkeit an. Ahndung, Neugierde auf die reizende Ausländerinn, und Vorwurf einer Untreue gegen Karolinen, kämpften in ſeinem Innern. Bloßes Vorpoſtengefecht: die Streiter ſprengten gegen einander, drückten mit weggewandtem Geſicht das Piſtol auf einander, und ritten dann wieder zurück. Unter dieſem inneren Scharmützel traten beide Arm in Arm in das Hebammen-Gäßchen, gingen in der Wäſcherinn Behauſung, öffneten die Thüre ihrer Wohnung, und Karoline flog dem Fremden entgegen.

Wilth ſtand hinter ihm unbemerkt. Er ſah ihren runden ſchönen Arm um den Nacken ſeines

Führers. Sie hieß ihn mit ihrer Silberstimme willkommen. Ihre frischen rosenen Lippen drückten einen freundlichen Kuß auf seinen Mund.

Länger vermocht es Wilth nicht. Er sprang mit erhaltter Faust dazwischen. „Karoline!" rief er und bebte an allen Gliedern, „was ist das?"

Karoline war nicht im mindesten betroffen. Was das ist? kurioſe Frage! das ist ein allerliebster junger Mann. Er findet mich vielleicht hübsch; das hat er mit Ihnen gemein. Ich habe ein etwas rasches Blut; das habe ich mit Ihnen gemein.

„Schändlich, schändlich!"

„Ha, ha, ha, ich glaube, Sie sind eifersüchtig. Närrischer Mensch! das sollte ich sein. Was führte Sie denn hieher? Der Herr hier sagt Ihnen von einem nicht häßlichen Mädchen. Sie vergessen Karolinen und finden — Karolinen. Nicht wahr, so hängt die saubere Ueberraschung zusammen?"

„Schweig, niederträchtiges Geschöpf."

„Still, still; wir haben unsere Rechnung mit einander aufgehoben. Sie sprachen von ernsteren Banden, die uns vereinigen sollten, und noch weiß Ihre Mutter nicht einmal, daß ich in der Welt bin. Meine Jugend wollten Sie genießen, und

dann mich auslachen. Ich gab, was ich hatte, meine Reize: Sie eine Hand voll Thaler und ein paar modische Lumpen. Ich gab mehr als Sie, am Ende sind Sie, wenn wir es scharf nehmen, noch mein Schuldner. Wie können Sie jetzt noch das Herz haben und an mich Forderungen machen? Führen Sie künftig Ihre Bücher besser, sonst werden Sie am Ende bankerott."

„Buhlerinn, gemeine Buhlerinn," schrie Wilch, daß die Stube dröhnte und fuhr wüthend auf sie ein, „elende, nichtswürdige Hure!" —

„Herr," rief jetzt das Mädchen, und das Auge rollte furchtbar im Kopfe, „dies Wort kostet Ihnen das Leben. Morgen früh 7 Uhr ins Rosenthal, auf Pistolen, und jetzt mir aus dem Gesicht, augenblicklich mir aus dem Gesicht."

Wilch rannte mit schäumender Erbitterung zur Thüre hinaus. Sein Stolz, seine Eitelkeit, seine Liebe — die ganze Welt erdrückte ihn. „Luft, Luft!" rief er laut, als er auf der Straße war. Er konnte kaum athmen. Er lief wie ein Rasender durch alle Gassen. Am Ende ging er zum Thore hinaus ins Freie. Da brach ihm das Herz. Er weinte sich aus und ward ruhiger. Er hatte Karo-

linen wahrhaft geliebt. Er hatte es redlich mit ihr gemeint. Sie hatte ihn fürchterlich hintergangen. So dunkel die Nacht um ihn war, so licht war ihm Karolinens ganzes Betragen.

Karoline war wahrscheinlich nicht die Tochter des Pfarrers aus Meuselwitz. Sie spielte wahrscheinlich mit dem Gautscher Seelenverkäufer ein Spiel.

Wilth ging die Geschichte ihres Benehmens mit eben dem prüfenden Blicke jetzt durch, mit welchem ich meine Leser bitte, sie noch einmal durchzublättern, und überzeugte sich je mehr und mehr, daß er betrogen war. Gewißheit hat er nie darüber bekommen können. „Ich habe sie geliebt," sagte er, „und sah mit nassem Auge in die Sterne; aber jetzt ist es vorbei. Sie fordert mich, das elende Geschöpf. Sie ist meiner Rache nicht werth.

Er irrte noch eine Stunde auf dem Felde umher, und kam mißmüthig nach Hause. Der Onkel aus Breslau wunderte sich, den Herrn Neffen endlich einmal des Nachts zu Hause zu finden. Er hatte durch die Aufwärterinn von Karolinen gehört. Er vermuthete, daß Wilth ihr die Stunden der Nacht geschenkt hatte. Auf Wilths Gesichte las er,

er, daß es Auftritte mußte gesehn haben; er benutzte daher den Augenblick, seinem Neffen einige wohlmeinende Vorwürfe zu machen.

Wilch erzählte ihm im ersten Aufwallen des Unmuths seine ganze Geschichte. Der Onkel sah ruhiger, folglich richtiger. „Das ist ein Nachtvogel," sagte er lächelnd, „und keine Pfarrerstochter aus Meuselwitz. Gott weiß, wo sie mit dem Pfarrer in der verdammten Windmühle zusammen getroffen sein mag. In Gautsch hat man Dich gemeinschaftlich geprellt. Frage doch nach ihrem Wagen: ich wette, es ist kein Rad davon zu sehen. Darum beredete sie Dich, den alten Hase nicht vor das Gericht Deiner Hitze zu fordern: darum sprach sie erst mit ihm allein. Darum spielte Hase den Verlegenen."

„In der ersten Nacht ihres Hierseyns — welche fein studierte Koketterie! Jedes Wort, jede ihrer Handlungen zeugt von ihrer Raffinerie, unschuldig zu scheinen und Dich ganz in ihr verführerisches Netz zu locken. Eine Thüre, mein Freund, ist eine gewaltige Scheidewand. Es ist nur eine Tapetenthüre, wie ich sehe, allein auch diese mußte auf, damit nichts zwischen Dir und ihr sei. Sie

lag im Bette gewiß gut, weder zu hoch noch zu niedrig; aber Du mußtest ihr näher. Freund, das fühle ich — ich bin auch einmal jung gewesen — in dem Augenblicke wäre Joseph, erzkeuschen Andenkens, auch gefallen. Ich werfe keinen Stein auf Dich."

„Pharaonis Weib mag nicht häßlich gewesen sein; aber es war ein Weib. Karoline — wenigstens bildetest Du Dir das ein, — eine reine, unberührte Jungfrau. Eine Rose im Wasser, und eine Rose auf dem Stocke! — Ihr Kopfweh den folgenden Morgen war sehr natürlich, sie wollte nicht zur Mutter. Mädchen der Art haben vor ehelichen Matronen einen gewaltigen Respekt. Sie erinnerte Dich zwar selbst daran, sie bei Deiner Mutter einzuführen: allein wahrlich zum Scheine. Daß Du selbst keine große Lust hattest, die Einführung zu beeiligen, hatte sie Dir längst angemerkt. Sie schreibt an ihre Eltern und besorgt den Brief selbst auf die Post. Absichtlich ließ sie sich von Dir im Schreiben überraschen, um ihre Talente und das Geständniß ihrer Liebe zu Dir kennen zu lernen. Die Antwort, angeblich vom Vater, floß wahrscheinlich aus ihrer Feder. Diese Antwort ist

die allerfeinste Intrigue: sie macht Dich auf einen gewissen Werneck aufmerksam, der wahrscheinlich gar nicht existirt: blos um außer den Leidenschaften, die schon in Deinem Herzen angefacht waren, noch auch Deine Eifersucht rege zu machen. Du wolltest nun mit ihr reisen. Da ward sie krank. Was sie mit dem jungen Doktor gemacht hat, will ich gar nicht wissen. Die Gegenantwort an den Vater bringt die Wäscherinn zur Post. Hast Du nun Licht, mein Freund? Jetzt spielt sie die Ehrenhaftin, und fordert Dich. Das ist ein Romanenstreich. *) Ein Narrenstreich. Ein Mädchen auf Pistolen! Leg' Dich ruhig zu Bette, und schlafe aus. In acht Tagen hast Du das intrikate Geschöpf vergessen. Morgen gehe ich zu Deiner Wäscherinn, sehen muß ich die kleine Hausbestie doch, die Dir den Kopf so verrückt hat, sie soll nicht häßlich sein."

„Ach sie ist sehr schön," sagte Wilth, und hielt sich die Hand vor die Augen. „Ich kann sie

*) Keine Dichtung. Das Mädchen hatte ihn wirklich gefordert. Jeder, der um diese Zeit in Leipzig war, wird sich dieses auffallenden Ereignisses erinnern.

nicht haſſen. Sie hat mich betrogen; aber ich werde ſie nicht vergeſſen.“

„Schon gut, ſchon gut. Wir kennen einander. Lege Dich nur vor der Hand ruhig zu Bette. Das Herz des Liebenden zerbricht Schlöſſer, zertritt Felſen und trinkt Meere aus; aber der Zeit, der Zeit läßt es ihre mächtigen Rechte. Es iſt ein grauſames Ungeheuer, die Zeit. Aber nur für die Verliebten. Den Leidenden iſt ſie eine Wohlthat; dem Alter ein Schatz.“

Wilth lag in demſelben Bette, in dem Karoline geſchlafen hatte. Er ſchlummerte erſt gegen vier Uhr des Morgens ein. Ein Geräuſch auf dem Flure weckte ihn. Er hörte eine fremde Stimme fragen: ob Herr Wilth hier wohne? Die Wärterinn öffnete die Thüre. Der Fremde trat haſtig ein, wandte ſich an den Onkel, der ſchon angezogen war, und ſagte, außer Athem, „kommen Sie eiligſt in das Lazareth. Demoiſelle Trzimecka wünſche Sie noch ein einzigesmal zu ſprechen. Sie hat ſich in den Hals geſchoſſen. Sie lebt keine Stunde mehr.“

Wilth flog aus dem Bette, in die Kleider, zum Hauſe hinaus; er bebte, ihm ſchlotterten die Knie.

„Sich in den Hals geschossen? lebt keine Stunde mehr?“ wiederholte er sich zehnmal unterweges, und ballte die Hände in der Tasche. Er trat in das Lazareth. Karoline lag auf einem ärmlichen Bette. Kleidung, Bette, Zimmer, alles war voller Blut. Karoline lag blaß und still, denn der Wundarzt des Hauses hatte sie eben verbunden. Sie war sehr ermattet. Sie erblickte Wilth, da weinte sie und reichte ihm wehmüthig die Hand. Sie winkte den Umstehenden, abzutreten; sie wünschte mit ihm allein zu sein. Der Arzt ging und bat Wilth, sich nicht lange aufzuhalten, sie dürfe wenig sprechen.

„Wilth“ sagte sie leise zu ihm, als sie allein war. „Du kamst nicht, ich wartete bis [illegible] auf acht Uhr. Du hattest mir meine öffentliche Ehre geraubt, die Stunde des Zweikampfs sollte sie mir wieder geben, du kamst nicht. Ohne Ehre ist mir das Leben bitterer, als der Tod. Ich setzte mir das Pistol zwischen die Zähne, ein unglücklicher Ruck; der Schuß ging seitwärts.“ Sie hielt inne, sie konnte nicht weiter sprechen; sie drückte seine Hand an ihre blassen Lippen, und blickte ihn mit dem dunkeln Auge der Sterbenden an. „Verzeihung!“ lispelte sie kaum hörbar zwischen den Zähnen, und legte Wilths

Hand auf ihr Herz. Es klopfte in langsamen Schlägen die letzten Pulse des Lebens.

Wilch küßte die blasse Wange, die zuckenden Lippen, das brechende Auge. „Ich liebe dich ewig" rief er der Scheidenden nach, „ich werde dich nie vergessen."

Sie lag kalt und bewußtlos da, sie kannte ihn nicht mehr.

Wilch vermochte nicht länger zu bleiben. Er rief den Wundarzt und ging. Als er aus dem Lazareth heraustrat, umringte ihn eine Menge Neugieriger. Jeder wollte wissen, ob sie noch lebe, warum sie sich habe erschießen wollen; er antwortete keinem. Gefoltert von Liebe und Reue flüchtete er nach Hause. Sein Onkel war ausgegangen, nach einer Stunde kam er. „Sie ist todt" sagt' er langsam und gerührt, „ich bin draußen gewesen, bei Gott ein sonderbares Mädchen! es liegt etwas Großes, etwas Edles in ihrer Seele, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll. Ihr neuern Kinder des Lichts heißt es Energie. Laß sie ruhen, die Todte, Glück, reines Glück wohnte nicht in ihrem Busen; deine Thränen verzeihe ich dir; sie muß interessant gewesen sein. Ein gewöhnliches Mädchen der Art

ſchieſt Dich nicht gleich eine Kugel in den Hals, wenn Dir ein rechtlicher Mann ins Geſicht ſagt, was es iſt, denn mehr haſt du ja doch nicht gethan. Bleib bis dieſen Mittag zu Hauſe, ich habe noch einige Geſchäfte, zu Mittag eſſe ich mit Dir.“

Leipzig iſt eine kleine Stadt im Großen. Man ſprach in allen Straßen, in allen Gewölbern von nichts, als von der ſchönen Polin und von Wilth. Wo der Onkel hinkam, ward er ins Examen genommen; denn er, als Wilths Onkel, mußte das alles am genaueſten wiſſen können. Der Onkel hatte das ſchon im Hereinkommen vom Lazareth bemerkt, darum bat er Wilth, nicht auszugehen, um ihn nicht den Fingerzeigen des Publikums Preis zu geben. Jetzt ſprach er mit Wilths Compagnon und Wilths Mutter, und ſetzte beiden die Nothwendigkeit auseinander, daß Wilth auf einige Zeit Leipzig verlaſſe. Beide ſahen das ein, und ſtimmten gern bei. Da Wilth einmal verreiſen mußte, ſo ſchlug der Compagnon W... vor, wohin ſchon lange einer hatte gehen ſollen, um einige Handlungs-Geſchäfte dort in Ordnung zu bringen. Noch denſelben Abend ſaß Wilth mit dem Onkel im Wagen. Er ließ ihn in Breslau und ging nach W...

Seine Geschäfte gingen langsam von Statten, sie zerstreuten ihn, und W...s Reize heiterten ihn allmählig auf. Er war an mehrere Häuser empfohlen, das Bergsche gefiel ihm unter allen am meisten. Frau v. Berg war eine liebenswürdige, muntere Frau. Ihre gutmüthige Herzlichkeit schloß sein Innerstes auf. In einer traulichen Stunde theilte er ihr seine und Karolinens Geschichte mit. Sie hatte ihn sonst mit seiner melancholischen Stimmung oft aufgezogen; jetzt ehrte sie seinen Kummer; seine süße Schwärmerei gewann ihre Schwesterliebe. Eine ihrer vertrautesten Freundinnen schien die junge Gräfinn Lauenberg zu sein. Wilth, oder wie er jetzt hier in W... hieß, Herr von Wilth, hatte sie schon einigemale gesehen; allein noch immer hatte Karoline mit den blassen Lippen und dem sterbenden Auge vor seiner Seele gestanden. Er lebte noch nicht recht wieder auf der Erde. Sein Geist hatte den Schatten seines Mädchen in die lichteren Regionen der Oberwelt begleitet.

Die Gräfinn Therese schien ganz geschaffen zu sein, den Menschen vom Himmel zur Erde herabzuziehen. Ihr unbeschreiblicher Leichtsinn, ihre frivole Laune, ihre Augen, die nichts als die üppigste

Liebe sprechen, hätten einen Sterbenden zum Leben, einen Geräderten zum Scherzen und einen Marmor zum Schmelzen bringen können.

Die Sachsen, Deutschlands Gallier, sollen, sagt man, in W... Glück machen. Willy hatte der jungen Gräfin gleich im ersten Augenblicke der Bekanntschaft nicht mißfallen. Sein düsterer Sinn hatte sie fast gehalten, wenn er Klavier spielte; wenn er sang, so ereilte der Flug seiner Phantasie, mit der er sich in die wildesten Akkorde verlor, die innersten Tiefen ihres Herzens. Sein ruhiger Kummer zügelte ihren Muthwillen, sie saß oft minutenlang ihm gegenüber, sah ihm theilnehmend ins Auge, und unwillkührlich formte sich ihr Gesicht nach seinen schönen, ernsten Zügen. Er sprach jetzt wenig, aber er redete mit Innigkeit und Gefühl. Der reizbaren Therese war, als hätte sie noch niemanden so sprechen gehört, sein fremder, reinerer Dialekt, seine sanfte feste Stimme, seine Aeußerungen, der Glanz seines feurigen Auges, die Blüthe seiner Jugend — Gräfinn Therese sagte schon den zweiten Abend zur Frau v. Berg, daß das der interessanteste Mensch sei, den sie je gesehen habe, und das wollte viel sagen; denn die Gräfinn Calen-

berg gehörte zum lieutschen Adel, zu dem sich recht viele liebenswürdige junge Männer zählten; sie hatte mit mehreren Grafen vom Hofe Umgang, und doch wüßte sie keinen wissen, der ihre ganze Aufmerksamkeit mehr gefesselt hätte, als der Herr v. Wilth. Eben diese Kälte, dieses Nichtbemerken, diese Anspruchlosigkeit waren für Wilth die schönen Siegesbanner im Feldzuge gegen die reizende Thereſe. Bis jetzt waren ihr die Männerherzen entgegen geflogen. Dieses Herz suchte sie. Frau von Berg freute sich dieses Annäherns; sie liebte Theresia, und war dem schwärmerischen Wilth recht gut. Sie spielte, ohne es zu wissen, zwischen beiden die Kupplerinn.

Zu Wilth sagte sie: „Sie haben mehr Glück, als Sie suchen. Auf Gräfinn Therese haben Sie einen eigenen Eindruck gemacht. Wollen Sie es nicht bemerken, oder haben Sie es wirklich nicht bemerkt? Ich habe sie nie so gesehen. Ihr Herz ist jetzt frei, die Calenberg wäre an Ihrer Seite ein gewiß recht glückliches Weib werden; ihr Leichtsinn würde durch Ihren Ernst gebunden, und Ihr Mißmuth durch ihren Scherz weggetändelt werden. Wenn solche Charaktere sich amalgamiren —

Gewiß, da muß ein gutes Ganzes draus werden?“

„Liebe Berg, spotten Sie nicht. Ein so wundes Herz, als das meine, verträgt nichts weniger als Spott. Wo denken Sie hin? Gräfinn Calenberg und ich? Nein, ich war dem Wahnwitz nahe. Doch habe ich meinen Verstand!“

„Nun? Gefällt Ihnen die Calenberg nicht?“

„Ach, sie ist sehr liebenswürdig, aber —“

„Sie hat zwar kein Vermögen, aber ihre Verbindungen mit den ersten Häusern der Residenz; ihr Geschlecht ist eines der ältesten im Lande.“

„Eben das, meine gute Berg. Ich bin Kaufmann. Das Loos, das ich Theresen mit meiner Hand bieten könnte, steht mit ihren Ansprüchen in keinem Verhältniß.“

„Sind Sie nicht ein sonderbarer Mensch! Man hört Ihnen den Sachsen an; hier sind wir über solche Armseligkeiten weg; bei uns gilt blos Herz und Verstand.“

Wilth schüttelte schweigend den Kopf, lächelte und ging. Eine Stunde darauf saß Therese bei der Berg. Das Gespräch kam unvermuthet auf Wilth.

„Ich mag ihn wohl leiden. Er ist gut und

herzlich. Unſere Modeherren tändeln, witzeln und fühlen nichts; ſie ſehen uns über die Achſeln an, und wiſſen kein geſcheutes Wort über die Lippen zu bringen. Ich habe darum immer gern mit Männern von gewiſſen Jahren geſprochen. Selbſt ihre Galanterie hat etwas für's Herz. Wilths Kopf iſt älter, als ſein Herz."

„Du ſprichſt recht vernünftig, Thereſe. Es ſcheint mit Deiner Liebe ordentlich Ernſt zu ſein."

„Das iſt es wirklich. Du kennſt meine Verhältniſſe. Ein Jahr, ein halbes Jahr vielleicht ſpäter, und die Blüthe meines Glücks iſt gebrochen. Was geſchehen ſoll, muß bald geſchehen. Jetzt noch kann ich wählen. Der Hof wird jede Wahl billigen, ſobald ich eine freundliche Stunde abwarte, wo ich ſagen kann, daß ich liebe und geliebt werde."

„Darfſt Du das? Ich hätte glauben ſollen, damit machteſt Du dir böſes Spiel; daß Du geliebt werdeſt, kannſt Du wol ſagen, aber daß Du wieder liebſt? —"

„Kann ich auch ſagen. Jetzt. Vor acht — zehen Monaten noch nicht. Ich glaube, ich wäre auf eine Feſtung transportirt worden. Aber jetzt! —

man fühle ſich, das blaue ſchöne Auge iſt himmelwärts gewendet. Hienieden ſind wenig Freuden mehr zu erwarten.“

„Gut; aber unter den vielen hübſchen jungen Männern, die Dich umkreiſen“ —

„Iſt kein einziger, der mit Wilth den Vergleich ausbleite. Einer huldigt mir, weil ich nicht häslich bin; der andere, weil er meine Verbindung ahndet und von meinem Einfluß, von meiner Fürſprache etwas erwartet; der dritte, weil er glaubt, im fremden Garten, wo der Zaun niedergetreten iſt, luſtwandeln zu können. Wilth weiß von alle dem nichts. Wenn er einmal für mich etwas fühlen lernt, ſo bin ich es, die ihm ſein Herz gewinnet, nicht fremde Reize; leſe ich recht in ſeinem Auge, ſo bin ich ihm nicht gleichgültig.“

„Nicht gleichgültig? — Nein, Thereſe: Du verſtehſt Dich noch ſchlecht auf Männerherzen. Er findet Dich über alle Weſen erhaben; er betet Dich an. Aber der beſcheidene Schäfer wagt den Gedanken nicht zu denken, Dich Sein zu nennen.“

„Sprachſt Du mit ihm davon?“

„Wohl: er fing ſelbſt davon an. Er iſt bür-

gerlich, Du Gräfine. Das iſt der ganze Stein des Anſtoßes, der ihm im Wege liegt.“

„Das? Ach, Vero, da iſt Rath dafür! Nur keine Zeit verlohren!“ Sie ſprang vom Sopha auf, klatſchte in die weichen, kleinen Hände, und fuhr nach Hauſe.

Wilth ſaß unterdeſſen auf ſeinem Zimmer, und wiederholte ſich die Unterredung mit der Berg von Wort zu Wort.

Die künftige Madame Wilth eine geborne Gräfinn Talenberg! „Nein, es geht nicht“ rief er aus, und lachte laut. Erſt neulich trug Thereſe einen Schmuck der ſeine 12—16000 Fl. werth ſein mußte; ſie hielt ſich Equipage, Domeſtiken ohne Zahl. Sie war ganz im feinſten Hofton erzogen, — täglich in Geſellſchaften. Der ganze Tag war für ſie eine Reihe von Abwechſelungen und Vergnügungen. Ihr einziges Geſchäft war die Toilette. Vermögen hatte ſie nicht. Wilths Verdienſt vom ganzen Jahre ging in einem Monate drauf, um in dem Zuge fortzuleben, in dem Thereſe zu leben gewohnt war. „Nein es geht nicht,“ ſagte er, und lachte nicht wieder; denn Thereſe war ſehr ſchön, ſehr reizend. Man mußte in ihrer Geſellſchaft heiter werden.

Ihr Wissen umfaßte ein großes Feld von Wissen und Kenntnissen, und Ihr Herz war wirklich gut.“ Gräfinn Calenberg, mit den großen Augen, mit dem edlen Wuchse, mit der kleinen, niedlichen Hand, dem vollen, wogenden Busen, deine Frau? Nein, nein, es ist nicht möglich, rief er sich zu, wünschte den Schmuck und die Bedienten, und die Points und die Equipage, und das Grafenwesen ins Pfefferland. Hieße das liebliche Geschöpf schlechtweg Thereſe Calenberg; heute hätte er es noch an seine Brust gedrückt, heute wäre noch der schöne Bund geschlossen worden.

Denselben Abend ging er wieder zu der Berg. Er trat unangemeldet in ihr Zimmer. Der Tag war im Scheiden, es dunkelte. Im Zimmer brannte noch kein Licht. „Guten Abend, lieber Wilth“ begegnete ihm eine Stimme. Thereſe war es. Sie saß im Winkel des Sophas und reichte ihm freundlich die Hand. Sie waren allein; Frau v. Berg war ausgefahren. Thereſe hatte sie erwarten wollen. Wilth hatte Thereſen nie ohne Zeugen gesprochen. Das Herz wallte ihm über, als er mit ihr allein im kleinen Sopha saß.

„Sie wollen, höre ich, W... bald wieder verlaſſen. Gefällt es Ihnen nicht bei uns?“

„Wem könnte es in W... mißfallen? Allein meine Geſchäfte nöthigen mich leider, an die Rückreiſe zu denken.“

„Leider? blieben Sie wirklich gern ſonſt in W...? Ich glaubte, eine vaterländiſche Schöne —“

„Sie ſind ſehr beſcheiden, Gräfinn!“

„Und Sie heute ungemein galant.“

„Heute? galant nie, wahr immer. Wenn irgend W... einen feſſelnden Reiz für mich haben könnte, ſo wäre —“

„So wäre ich? nicht wahr? Nein, mein guter Wilh, Ihre Geſchäfte ſind Ihnen die magnetiſchen Reize, die Sie von unſerer Seite reißen. Wir hätten Sie recht gern hier behalten. Wir ſind an Ihre Geſellſchaft gewöhnt. Es wird uns etwas, es wird uns recht viel fehlen, wenn Sie nicht mehr bei uns ſind.“

„Nein, Gräfinn, in W... vermißt man ſich nicht. Die Menſchen rauſchen an einander vorbei, man grüßt ſich nicht, man kennt ſich nicht, man —“

„Habe

„Habe ich Sie vorhin erst nicht recht freundlich gegrüßt? Auch glaube ich, Sie zu kennen.“

„Mich?“

„Ja Sie. Sie sind stolz und kalt. Ob Sie je lieben können, weiß ich nicht. Selbst für Freundschaft sind Sie, glaube ich, unempfänglich; blos und immer Geschäftsmann. Wir W...rinnen sind nicht so.“

Bei diesen Worten lag ihre Hand auf der seinigen, sie beugte sich gegen ihn, und ihr herzliches Lächeln strafte ihren Vorwurf als Lüge. Mit ihrem andern Arm stützte sie sich auf das Sophakissen; Wilth ergriff diese Hand und küßte ihren vollen, schönen Arm. Er hatte Thereſen nie berührt. Beim ersten Kusse in das tiefe Grübchen am Ellenbogen goß sich ein flackerndes Feuer in sein Inneres. Unbewußt seiner selbst schlang er seinen Arm um ihren Leib und zog sie an sich. Ihre Wange glühte an der seinigen. Thereſe sträubte sich nicht. Wilth wagte einen Kuß auf ihre Lippen, sie gab ihn ihm wieder. Die ganze Seligkeit des Himmels lag in diesem langen, innigen Kusse.

In dieſem Augenblicke kamen die Bedienten mit Licht. Thereſe flog aus ſeinem Arme in ihren Winkel des Sopha's zurück.

Als die Bedienten das Zimmer verlaſſen hatten, rückte Wilth wieder näher. Die Gräfin ſtand langſam auf, und ging an das Fenſter. Wilth ſetzte ſich, wo ſie geſeſſen, und küßte den Fleck, wo ihre Hand geruht hatte. Thereſe bemerkte es, aber ſie wandte ihm den Rücken zu, als ob ſie ſich ſchämte, ihm ins Geſicht zu ſehen.

Wilth wagte nicht, ihr an das Fenſter zu folgen. Er ging zum Fortepiano, griff einige Akkorde, nahm dann den Huth, und eilte mit einem tiefen Seufzer zum Zimmer hinaus.

„Ich darf ſie nicht wieder ſehen," ſagte er laut, als er in ſein Stübchen trat. „Ich bin der unglücklichſte Menſch, auf ewig verloren." Morgen wollte er fort, ohne Abſchied von Bergs, von Thereſe. Jetzt erſt liebte er Thereſen mit namenloſer Stärke. Er breitete die Arme aus, als ob er ſie umfaſſen wollte. Er hielt ſich die Augen zu, um die ſüße Sopha-Szene ganz wieder zu ſehen, er drückte den Aermel ſeines Rocks, mit dem er ſie umfaßt hatte, an ſeine Lippen. Aber Morgen

mußte er fort: denn ein Schritt noch, und er ſtürzte in den Abgrund, an deſſen Rande er ſtand.

Er fing den folgenden Morgen an, ſeine Sachen zu packen. Gegen Mittag erhielt er vom Herrn von Berg eine Einladungscharte auf ein freundſchaftliches Abendbrodt. Er ſchlug es aus. Da ſchrieb ihm die Frau v. Berg: „Sie müſſen kommen; ich habe Ihnen Dinge von Wichtigkeit zu ſagen.“ Er ſah verdrüßlich aus als er dem Bedienten, der das Billet brachte, ſagte, er würde kommen: aber innerlich lachte es in ihm. Er freute ſich, ſeiner Vernunft, die ihm die Abreiſe rieth, das Billet der Frau v. Berg entgegen halten zu können. Er kam. Seiner Vermuthung nach mußte Thereſe auch dort ſein. Sie war nicht da. Er ſpeiſ'te mit Bergs allein. „Warum ſchlugen Sie es meinem Manne erſt ab, zu kommen, lieber Wilth?“ frug die Frau von Berg, und winkte den Domeſtiken, abzutreten.

„Ich war im Einpacken beſchäftigt. Ich wollte dieſen Nachmittag fort.“

„Fort auf immer? und das ohne Abſchied?“

„Ich habe mich zu lieb. Ich ſchone mich gern;

darum scheue ich das Abschiednehmen. Das Wort der Trennung von Ihrem Hause auszusprechen, würde mir zu schmerzlich fallen.“

„Wenn Sie als Freund sprächen, wollte ich Ihrer Vorliebe für unser Haus recht vielen Dank wissen; Sie sprechen aber als Verliebter. Uns gilt der Schmerz der Trennung wol eigentlich nicht?“

„Doch, doch; Ihrem Hause. Sie nahmen mich sehr gütig auf. Sie schenkten mir eine Freundschaft, die —“

„Sie nicht annehmen, weil Sie sie nicht mögen, weil —“

„Ich nicht annehmen? Wie das, gnädige Frau?“

„Nein. Wären Sie wirklich der Freund, der Sie sein wollen, so müßten Sie viel offener sein. Ohne gegenseitiges völliges Vertrauen ist nie Freundschaft denkbar.“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Oder wollen mich nicht verstehen. Sie sind versteckt; und das ist gegen eine Freundin, die es so redlich mit Ihnen meint, als ich mit Ihnen, wahrlich nicht hübsch. Die Calenberg gestand mir in einem traulichen Augenblick, daß sie Ihnen nicht

grüm ſei. Sie hätte mir, in meinem ganzen Leben, durch nichts eine größere Freude machen können, als durch dies Geſtändniß. Ihr beide ſcheint mir für einander geſchaffen, für einander im Himmel beſtimmt zu ſein. Ich beging die Unvorſichtigkeit, Ihnen neulich von dieſem Geſtändniſſe etwas fallen zu laſſen. Es ſchien Ihnen wohlzuthun. Ich ließ jetzt mein Herz ſprechen, und äußerte den Wunſch, daß dieſe gegenſeitige Neigung ein ernſteres Ziel haben möge, als ein blos vorübergehendes Wohlwollen. Dieſer Gedanke traf Sie. Das einzige Hinderniß, was Ihnen nach Ihrer Anſicht im Wege ſtand, war die Ungleichheit des Standes. Ich ſetzte Ihnen auseinander, daß dies hier zu Lande bloßes leeres Vorurtheil ſei. Mich dünkt, Sie widerlegt zu haben. Geſtern Abend führt Euch der Zufall beide auf meinem Zimmer zuſammen. Thereſen zittert das Bekenntniß ihrer Liebe auf den Lippen. Da rennen Sie zur Stube hinaus, und heute wollen Sie fort. Ich, mein Freund, habe Sie errathen: Sie wollten mit Thereſen tändeln. Jetzt, da ich von ernſteren Verbindungen ſprach, wird Ihnen bange. Wahrſcheinlich hat eine Leipziger Kaufmanns-Mamſell

Ihre Liebe in der letzten Messe erwischt. Das mußten Sie mir sagen, wenn Sie es ehrlich mit mir und Theresen meinten. Die Gräfin Calenberg hatte sich gegen Sie nicht so vergeben, daß Sie sie mit dieser Verstecktheit hintergehen durften. Ist eine Indelikatesse vorgefallen, so schreiben Sie sie auf Rechnung meiner Freundschaft für Euch beide. Thereſe darf darum noch nicht der Gegenstand einer verächtlichen Behandlung sein."

Wilch war wie vernichtet. Er glühte vor Schaam, vor Aerger über sich selbst; und doch fühlte er, nicht anders handeln zu können. Er gewann endlich die Herrschaft über sich selbst wieder.

„Liebe Berg," sagte er ruhig, und sein dunkler Blick lag auf ihrem Auge, „das theure Band, das Sie an Theresen fesselt, entschuldigt die Heftigkeit, mit der Sie Ihre Vorwürfe durchbittern. Mein und Theresens Glück hing in jener seligen Minute an einem Faden. Folgte ich meinem Gefühle, bat ich um ihre Hand, sagte sie mir sie zu, so war ich der glücklichste Unglückliche auf der Erde."

„Sie sprechen Unsinn, Wilch. Wie kann der Unglückliche der glücklichste Mensch auf der Welt sein."

„Ich war in dieser Minute seliger, als der seligste Engel im Himmel; denn ich liebe Theresen mehr, wie mein Leben. Aber — ein guter Genius schrieb mir noch zur rechten Zeit mit Flammenzügen die Wahrheit ins Herz — meine Gattinn kann Gräfinn Therese nicht sein, wenn wir nicht schon im ersten Jahre den Schritt der Liebe bereuen wollen.“

„Sie bleiben mir ein Räthsel. Warum nicht Ihre Gattinn?“

„Ich bin nicht reich. Therese ist als Gräfinn Calenberg berechtigt, ein bequemes, ein splendides Leben zu führen. Sie ist seit ihrer frühsten Jugend daran gewöhnt, ich kann ihr dies nicht gewähren. Unsere Liebe kann ihren Entsagungen, zu denen sie sich täglich entschließen müßte, kein Ersatz sein. Die ersten Flittertage der Zärtlichkeit würden verfliegen, und die vormalige Gräfinn Calenberg würde in dem einfachen bürgerlichen Alltagsleben ihres Gatten bald Langeweile fühlen; sie würde entweder dieses Einerlei fliehen, den gräflichen Ton festhalten und meinen Wohlstand ruiniren, oder sich zu uns Bürgergesichtern herabstimmen müssen und am Ende sehr unglücklich sein. Sein Sie gerecht,

Frau v. Berg! Prüfen Sie mit Ruhe meine Gründe, die ich in das blutende Herz mit Gewalt drängen muß, und helfen Sie selbst meiner Vernunft, daß sie im Streite mit meinen Empfindungen das Feld behalte. Liebe Berg, stehen Sie mir bei; Sie sind unpartheiisch. Ich will lieber unglücklich sein, als an Thereſen unredlich handeln."

„Ist das wirklich die Sprache Ihres Gewissens, Wilh?" frug der Herr von Berg, und ergriff herzlich seine Hand.

„Wahrlich, mein Freund!"

„Weiter stände also wirklich Ihrer Verbindung mit der Gräfinn nichts im Wege, und Sie hofften mit derselben Ruhe und Vernunft, die Sie bis jetzt schwankend in Ihrem Entschlusse machten, in dieser Verbindung glücklich zu sein?"

„Thereſe übertrifft alle Ansprüche, die ich je an das Ideal machte, das ich mir von meiner künftigen Gattinn aufstellte; allein auch mit der freigebigsten Phantaſie ſehe ich nicht die Möglichkeit ein, jenes Hinderniß aus dem Wege zu räumen."

„Könnten Sie sich entschließen, Leipzig zu verlassen?"

„Leipzig bindet mich nicht. Wo soll ich aber

mit meiner Handlung, mit meinem Kompagnon hin?“

„Ich kenne Ihre Verhältnisse nicht. Können Sie sich von ihm trennen?“

„Die Zeit unserer Verbindung ist ohnehin bald um. Das wäre leicht zu machen. Allein, sich anderwo neu zu etabliren, hat in den jetzigen Zeiten seine sehr großen Schwierigkeiten.“

„Wie wäre es, wenn Sie dem ganzen Kaufmannswesen ewiges Lebewohl sagten? Das Ungewisse dieses Standes hat für mich nie Reiz gewinnen können. Sie arbeiten sich mit Anstrengung zu einem gewissen Grade von Wohlstand hinauf; ein einziges Haus, mit dem Sie eng verbunden sind, fällt, und Sie sind mitgestürzt; oder, wenn es auch nicht zu dem Fallren kömmt, so verlieren Sie heute da eine Summe und morgen dort eine. Das verdirbt den besten Charakter; Sie werden mißtrauisch, Sie müssen es werden. Der Werth Ihres Innern geht verlohren. Ein vollkommen guter Kaufmann ist selten ein vollkommen guter Mensch; und ein glücklicher Mensch selten ein glücklicher Kaufmann.“

„Wahr, mein Freund, sehr wahr. Ich fühlte

mich auch nicht zu diesem Stande bestimmt. Ich hatte die Rechte studirt. Im letzten Jahre meiner akademischen Laufbahn starb mein Vater. Ich mußte nun die Handlung übernehmen; um unser Vermögen, das in derselben stak, nicht fremden Händen anzuvertrauen. Hätte ich heute eine Aussicht zu einer festen Stelle, ich arrangirte mich mit meiner Mutter und meinem Compagnon. Er ist ein rechtlicher Mann. Ich würde nichts für mein wenig Habe und Gut zu fürchten haben."

„Mit Ihren Rechtskenntnissen können Sie uns nichts helfen, lieber Wilth," sagte Herr von Berg lächelnd. „Wir wollen Ihnen einen andern Weg vorzeichnen. Kommen Sie morgen früh, höchstmöglich elegant gekleidet, punkt 10 Uhr zu mir; wir wollen dann weiter von der Sache sprechen." Mit diesen Worten brach er ab. Wilth bemerkte, daß Herr von Berg nicht weiter gefragt sein wollte, schüttelte bedächtig den Kopf, und lächelte. Frau von Berg schien von dem geheimen Plane zu wissen.

Den folgenden Morgen punkt 10 Uhr stand Wilth äußerst geschmackvoll adonisirt im Zimmer des Herrn von Berg. Er traf Theresen im Mor-

gen-Negligé auch da. Es war, als feierten beide das Verlobungsfest. Wilth zog Thereſens Hand an ſeine Lippen und umſchlang ſie. Thereſe war freundlich. An die Stelle ihres Muthwillens war ein ſanfter Frohſinn getreten. Wilth war durch das Räthſelhafte, durch das Geheimnißvolle deſſen, was Herr von Berg mit ihm vorhatte, befangen geweſen. Jetzt ward er ruhiger, offener. Er ſah mit feſtem Blick auf ſeinen myſtiſchen Führer. Thereſe, die ſchöne Thereſe war der Preis. Sie ſtand in ſeinen Armen, an ſeine Bruſt gelehnt, und betrachtete wohlgefällig die reiche Stickerei ſeines Kleides, dann gleitete ihr Blick auf ſeine Hand, die unberingt in ihren Locken ſpielte.

„Hier, Wilth, fehlt Ihnen noch etwas," ſagte ſie, zog einen großen Brillant-Ring vom Finger, und ſteckte ihn, mit einer bezaubernden Freundlichkeit, ihm an. „Wenn Sie mich nicht mehr lieb haben, geben Sie mir ihn wieder," drauf zog ſie einen Kupidospfeil, mit ausgewählten Juwelen beſetzt, aus ihrem Buſentuche, und ſteckte ihn in ſein Jabot. „Wilth, der Pfeil den Sie mir ins Herz geſtoßen haben", ſprach ſie leiſe und erröthete „ſitzt ewig feſt. Aber, wie haben Sie ſich das Halstuch

gebunden," rief sie heimlich lächelnd. Ja, wenn die Herren nicht immer in Zucht und Ordnung gehalten werden, so fallen sie gleich, mit aller ihrer lieben Eigenliebe, der Nachlässigkeit ins Haus. Sie knüpfte ihm die Binde auf, und als sie fertig war, saß ein brillantes T in einem Myrthen-Kranze von wunderschönem Chrysopas, unter seinem Kinne.

Bei dieser Knüpferei, während der sie mit ihren kleinen Händen an ihm herumfingerte, weilte sein Blick auf den heimlichen Reizen, die das gelöste Busentuch ihm verstohlenerweise zeigte. Er mußte den Kopf vorbeugen, um der behülflichen Thereſe das Verschleifen nicht zu sauer zu machen. Er erreichte mit dem äußersten Saume seiner Lippen die Wölbung ihres warmen Busens. Ihm schwand die Erde unter seinen Füßen. Er senkte den Kopf tiefer — umfaßte das Mädchen. Thereſe schlang beide Arme um seinen Nacken. Er überglühte ihren Busen mit tausend Küssen der heißesten Liebe. Es war die schönste Stunde seines Lebens.

„Na, Kinderchen, seid Ihr fertig?" sagte Herr von Berg, der unterdessen abwesend gewesen war und jetzt mit seiner Frau ins Zimmer trat. Wilth erröthete. Thereſe schlug die Augen nieder und

barg ihr Geſicht an ſeine Schulter. „Segne Euch Gott, meine Lieben,“ fuhr Herr von Berg herzlich und mit Rührung fort und umarmte die liebliche Gruppe, Frau von Berg umſchlang Thereſen. Eine ſüße Pauſe; nur vom leiſen Sphären-Geliſpel der Küſſe heiliger Freundſchaft und hingebender Liebe unterbrochen!

Jetzt nahm Berg den neugebackenen Bräutigam in ſein Kabinet, ſtellte ſich vor ihn hin, und ſagte ihm mit einer Stimme, die ihm Muth einſprechen ſollte:

„Mein Freund, Sie ſind nun jetzt nicht mehr Herr Wilth, nicht Herr von Wilth, ſondern unſer lieber, charmanter Graf v. Wilthershauſen. Sie haben in der Sächſiſchen Armee bis zum Major gedient, und mit dem Wunſche, die Welt zu ſehen, Ihre Dimiſſion genommen. Sie haben alle Armeen von Europa geſehen und keine ſchöner als die unſrige gefunden. Sie brennen vor Verlangen, bei uns in Dienſt zu treten. Die Revenüen Ihrer Güter, und die Gage ihres Poſtens erlauben Ihnen, einem Mädchen Ihres Standes die Hand zu bieten, das alle Reitze in ſich faßt, vom Glück aber wenig begünſtigt iſt. Dies Mädchen

ist unsere Therese. Jetzt setzen Sie sich in Thereſens Equipage und fahren direkte zum Monarchen. Dort wird sich das Uebrige geben.“

Wilth war versteinert. Er hörte kaum. Er machte Einwendungen, allein Herr von Berg widerlegte sie alle, unterrichtete ihn näher, begleitete ihn bis zum Wagen, und dahin rollte die gräfliche Karosse.

Hätte Wilth die Schwere seines Herzens nach Centnern berechnen können, die Pferde hätten unter ihrer Last erlegen.

Der Monarch hatte bekanntlich die Gewohnheit, allen Menschen ohne Unterschied, die ihn zu sprechen wünschten, persönlich Gehör zu geben. Die Supplikanten fanden sich um 11 Uhr im Audienzzimmer ein, ein Staats-Secretair befragte jeden um Namen, Wohnort und Anliegen, trug dies in eine Liste, überreichte solche dann dem Souverain, der nachher, mit der Liste in der Hand, in den Audienz-Saal trat und diejenigen, die er sprechen wollte, namentlich aufrief.

Thereſens Kammerhusar, welcher mit zwei andern Domestiken die Gräflich-Wilthershausische Auffahrt in der Staatslivree begleitet hatte, sprang

jetzt vom Wagen, öffnete den Schlag, bot dem armen Wilth, der halbtodt vor Angst darinnen saß, zum Aussteigen den Arm, und sagte höchst ehrerbietig, daß er die Gnade haben werde, Seiner Erlaucht den Weg zum Audienzsaal zu zeigen.

Wilth schielte um sich, als der Kerl so laut sprach. Er fürchtete, es möchte es jemand gehört haben, und jedermann, glaubte er, müßte ihm den Leipziger Ellentrabanten gleich beim ersten Blick ansehen. In diesem abscheulichen Augenblicke hätte er gern Theresen, Grafentitel und alles, wovon ihm Berg vorgeschwindelt hatte, gegen den versessenen Drehstuhl in seinem Comptoir vertauscht. Er stieg mit seinem reich gallonirten Kammerhusaren die breite Treppe hinauf. Mit Herzklopfen ging er durch mehrere Gallerien, Zimmer und Säle. Hie und da eine Schildwache; sonst alles still um ihn her. Es war, als ob die imponirende Ruhe des landesherrlichen Pallastes ihm Muße gönnen wollte, seinen kühnen Schritt noch einmal zu überlegen. Hätte ihm der Kammerhusar nicht den Rückweg vertreten, er wäre umgewandt, und hätte heute Nachmittag noch W... im Nacken gehabt. Die ganze Residenz lag ihm auf der Brust.

Ein fürstlicher Diener öffnete die Thüre des Audienz-Saales. Wilth trat ein. Der Kammerhusar blieb im Vorzimmer.

Der Staats-Sekretair empfing ihn gleich mit der Liste und einer Bleifeder in der Hand. Er war wahrscheinlich gewohnt, mehrere verlegene Leute zu sehen, sonst hätte er an Wilths Armensündergesicht Unrath gemerkt.

„Ihren Namen?"

„Graf Wiltbershausen", antwortete Wilth leise und ängstlich. Die Lüge war heraus. Der Rückweg war nun abgeschnitten. Wilth holte tiefen Athem, wurde feuerroth und quetschte den armen Chapeaubashut in tausend Falten.

„Sie sind aus —?"

„Sachsen."

„In welchen Angelegenheiten wünschen Sie Se. Majestät zu sprechen?"

„In Dienstangelegenheiten."

„Sind der Herr Graf Sr. Majestät schon vorgestellt."

„Noch nicht. Aber Se. Majestät wissen von mir."

Herr

Herr von Berg kannte diese gewöhnlichen Fragen und hatte den Pseudo-Grafen darauf vorbereitet. Der Monarch wußte wirklich bereits von ihm; natürlich aber nichts von der kleinen unschuldigen Betrügerei, wie sie Herr v. Berg nannte. Wilth beantwortete die letzteren Fragen mit mehrerer Fassung, weil er nun nicht wieder den Staats-Secretair betrog.

Nun empfing letzterer noch einige Eintretende mit ähnlichen Fragen, und als es eilf schlug, verließ er den Saal, um die Liste dem Souverain zu überreichen.

Die Zahl der Supplikanten war diesmal klein; ein junges Mädchen, ein Herr mit Stern und Band, zwei alte Frauen, ein Mönch, ein invalider Offizier, ein Jude und Wilth. Jedes stand still für sich, jedes sammelte sich, um seine Bitte kurz und deutlich vorzutragen. Aller Augen waren auf die Thüre gerichtet, durch welche der Fürst herein kommen sollte.

Wilth hatte noch vor wenigen Augenblicken mit dem Tode gerungen. Er hatte seine Pulse schlagen gehört. Jetzt war er ruhig. Er wünschte, daß der Monarch bald kommen möge. Dies war

die Stimmung, in der er ihn furchtlos sprechen konnte. Der Monarch kam. Er hatte die Liste in der Hand und erwiederte die ehrfurchtsvolle Verbeugung des Supplikanten-Kreises durch ein wohlwollendes Kopfnicken. Er trat darauf in ein Fenster, und rief zuerst den alten Offizier.

Wilth hatte Muße, ihn zu betrachten. Sein leutseliges Herablassen, seine gutmüthige Humanität flößten ihm Stärke und Vertrauen ein. Dem Mädchen, das seinen Rock küssen wollte, gab er freundlich die Hand. Die beiden Alten und den Mönch fertigte er kurz ab. Mit dem Juden sprach er am längsten. Er redete äußerst leise; theils um von den Uebrigen nicht gehört zu werden, theils weil er kränklich war, und sich nicht sehr angreifen wollte. Auch sein Gesicht sprach, daß ihm nicht wohl war. Er war bleich und das Auge matt.

Der Herr mit Stern und Band überreichte ihm eine Vorstellung. Der Fürst las sie durch, riß sie mitten von einander, gab die Stücken dem bebänderten Herrn wieder und ging, ohne ein Wort zu sagen, ohne eine Miene zu verziehen, langsam

zum Saale hinaus. In der Thüre blieb er ſtehen, und rief: „Graf Wilthershauſen.“

Wilth machte eine tiefe Verbeugung und folgte ihm in ſein Arbeitszimmer, wo ſich der Monarch, von dem Gehen und Sprechen ermüdet, auf das Sopha ſetzte.

Wilth ſtand in einiger Entfernung vor ihm. Er dachte an Bergs Ordre, blos immer ja zu ſagen, und wo möglich weiter nicht viel zu ſprechen. Er hatte vollen Athem, volle Beſinnung. Sein Anſtand hatte jetzt etwas Edles. Ein hübſcher junger Mann ſtand vor dem Monarchen; dieſer ſchien ihn mit Wohlgefallen zu betrachten. Er maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle.

„Sie ſind aus Sachſen?“

„(Eine leichte Verbeugung.) Ja, Ew. Majeſtät.“

„Und haben bei der Kavallerie gedient?“

„Ja, Ew. Majeſtät.“

„Es gefällt Ihnen bei uns?“

„Ew. Majeſtät Truppen.“

„Sie lieben die Gräfin Calenberg?“

„Ja, Ew. Majeſtät.“

„Ich wünſche, daß die Gräfin glücklich mit Ihnen iſt.“

„Ew. Majestät —“

„Durch den Tod des Generals **** ist das ***sche Husaren-Regiment vacant geworden. Nehmen Sie es als Hochzeitsgeschenk von mir! Patent und Equipage werden Sie in Kurzem erhalten. Ich darf von Ihnen erwarten, daß Sie mein Wohlwollen verdienen und Theresens Herz zu würdigen wissen werden.“ Bei diesen Worten winkte der Fürst dem Grafen, daß er abtreten könnte. Wilth hatte kaum noch so viel Besinnung, daß er eine tiefe Verbeugung machen und die Thüre finden konnte. Sprechen konnte er kein Wort.

Er flog über den Audienzsaal ins Vorzimmer durch die Gallerien, die breite Treppe hinunter, in den Wagen, in Theresens Arme.

„Nun, mon General“ rief ihm diese entgegen, „alles glücklich abgelaufen?“

Wilth war außer sich; darauf hatte ihn Berg nicht vorbereitet. Liebe, Ueberraschung, Freude, alles bestürmte sein Herz. Therese zog den Geliebten an ihre Brust. Er vergaß im süßen Anstaunen des schönen Mädchens seinen General, sein Regiment, seinen Grafen. Therese war ihm mehr, als alles.

Jetzt kamen Berge. Sie trauten kaum ihren Ohren, als die glückliche Thereſe ihren Geliebten ihnen als General des ****ſchen Huſaren-Regiments vorſtellte. So viel hatten Sie ſelbſt nicht erwartet. Aus ihrer herzlichen Freude las Wilch mit Rührung ihren lebhaften Antheil an ſeinem Glücke.

Wilch war heute zum erſtenmale in Thereſens Wohnung; er hatte nie ein geſchmackvolleres und reicheres Meublement gefunden. Die kleine Grä-ſinn bemerkte die Aufmerkſamkeit, die er dem Ganzen ſchenkte. Mit Wohlgefallen nahm ſie ihn bei der Hand und führte ihn in den übrigen Zimmern umher. Auch durch Küche und Domeſtiken-Stuben ging das glückliche Paar. Ueberall ſtürzten Lakaien, Heiducken, Portiers, Läufer, Kammer-Mädchen, Köche, Küchenjungen und Küchen-Mädchen, Kutſcher, Reit- und Stallknechte, Silberwäſcherinnen, Stuben- und Garderobenmädchen herbei, um Sr. Erlaucht den Rock zu küſſen. In den freundlichen Geſichtern des ganzen, ziemlich zahlreichen Perſonals, lag die aufrichtigſte Freude über den hübſchen neuen gnädigen Herrn Grafen. Se. Erlaucht waren recht herablaſſend. Sie ſprachen faſt jeden, und wußten jedem etwas Gutes zu

sagen. Gräfinn Thereſe verſprach ihnen heute Abend einen kleinen Ball. „Da ſeh alle recht luſtig, Ihr Kinder,“ ſagte ſie wohlwollend und herzlich, „und trinkt unſere Geſundheit.“

Im Stalle ſtanden ſechs ausgeſuchte Wagenpferde, ein paar Klepper und zwei Reitpferde für die Gräfinn.

Wo er hinkam, das ganze Haus war ein Muſter der Ordnung, der Eleganz, der modiſchſten Pracht; ganz vorzüglich reizend aber war der Gräfinn Schlafkabinet. Die Wände waren mit blasblauem Atlas verhangen, und die Vorhänge mit Schmelz garnirt. Der ganze Fußboden war eine mit Stahlfedern gepolſterte Matratze, mit einem prächtigen Teppich überzogen. Ein hochaufſchwellendes, ungemein breites Bette ſtand in der Mitte, eine weiße Atlasdecke, mit goldenen breiten Franzen beſetzt, hing darüber bis auf die Erde. An den vier Zipfeln der Decke ruhten vier goldbronzirte Löwenklauen auf dem Boden. Die Decke des Zimmers war eine große Spiegel Platte. Thereſe drückte an einer Feder, eine unſichtbare Flötenuhr ſpielte in dem Moment ein zärtliches Adagio, das Bette wogte von ſelbſt in ſanftem Schaukeln, und in der einen Ecke des Zimmers plätſcherten wohlriechende Ge-

wäſſer von einer kleinen kriſtallenen Kaskade, in ein antik geformtes Becken von Onyx. An der andern Seite des Kabinets flogen die beiden Atlasvorhänge auf, und ein kleiner Orangeriewald ſandte ſeine lieblichen Düfte in das Zimmergemach. Roſen und Flieder, Hiazynthen und Akazien blühten unter den Orangebäumen, man glaubte, einen Zauber-Garten vor ſich zu ſehen. Thereſe nahm eine kleine ſilberne Gießkanne und benetzte Blumen und Bäume.

Wilth ſtand in unausſprechlichem Entzücken verloren. Die Eindrücke aller ihn umgebenden Gegenſtände waren ſo feierlich, ſo rein, ſo überirdiſch, daß er in einer Götterſphäre zu ſchweben vermeinte. Sein Geiſt ſchwamm in den wollüſtigſten Genüſſen, ſeinen Körper hatte er vergeſſen. Thereſe bemerkte die zarte Huldigung, die ſein gefühlvolles Staunen ihren Arrangements brachte. Sie ſtand vor ihm mit einem zauberiſchen Lächeln, wie eine Prieſterin der Liebe vor dem Allerheiligſten. Die Stunde der Weihe hatte aber noch nicht geſchlagen.

Thereſe nahm ihn am Arm und zog ihn ſchäkernd aus dem blaßblauen Atlastempel. Auf dem Rückwege nach ihrem Wohnzimmer kamen ſie durch

einen kleinen Saal, wo eben das Hausofficiale am sogenannten Kammertisch speiste, der Haushofmeister, die Kammerfrau, der Stallmeister, der Kassirer, alle sprangen auf und bezeugten Sr. Erlaucht mit Kratzfüßen und Knieen ihre unterthänige Ehrfurcht. Absonderlich bekomplimentirte der Haushofmeister den gnädigen Herrn Grafen mit zierlich gesetzten Worten, die Se. Erlaucht recht gütig herablassend zu erwidern geruhten. Auch dem Kammertische ward für heute Abend von der Gräfinn eine kleine Fete versprochen.

Die herrschaftliche Tafel war blos mit vier Couverts belegt: Bergs beide, Therese und Wilh. Beim Nachtisch trat die Bedienung ab. Man sprach nun von der glücklichen Zukunft. Den Winter wollte man in W..., den Sommer in der Provinz beim Regimente zubringen. Sobald das Patent einträfe, sollte die Verbindung sein. Therese, des Hoflebens müde, sehnte sich nach häuslichem Glück. Sie hoffte, es in Wilhs Herzen und in dem Umgange mit Bergs zu finden. Nur für sich wollten sie unter einander leben. Sonderbar, Wilh mußte Graf werden, um bürgerlich leben zu lernen. Er stimmte mit voller Seele in all' die

Pläne. Sie ſtanden mit ſeinen Gefühlen ganz im Verein. Je mehr er Thereſen ſprechen hörte, deſto mehr bewunderte er ihren Verſtand, ihre Empfindungen, ihre Erfahrung. Es war, als ob ſie die Welt und deren Läſtiges ſchon ſeit ſo vielen Decennien kannte, als ſie Jahre zählte. „Nur im Hauſe ſoll meine Heimath ſein" ſagte ſie mit rührender Einfachheit. „Ich mag ſie nicht mehr, die Menſchen-Geſichter. Jetzt erſt gefallen mir meine vier Wände; denn mein Wirth haucht Leben auf die bunten Steinflächen. Klausner wollen wir nicht werden. Giebt es ſchöne freundliche Tage draußen, mitgenommen! Schlackert's aber und ſchneit es, huſch in unſer Häuschen hinein! Nicht wahr, General?"

Der Huſaren-General nickte und dachte: huſch in unſer Atlas-Kabinet hinein!

Auf einmal fuhr ihm der Gedanke an ſeine Mutter, an den Compagnon, an die Handlung durch die Seele. Er ward mit dieſem Augenblick ſo ſichtbar düſter, daß es Thereſen auffiel. „Nun, iſt das ein Bräutigamsgeſicht?" frug ſie, und fuhr ihm mit der Hand über die faltige Stirne, „war der Fronte Ihres Regiments meinetwegen noch

viel tausendmal dürftiger; aber hier? heute? mir gegenüber?“

Wilth erzählte, woran er alles dachte und schloß damit, daß er durchaus sich jetzt mit seinem Compagnon auseinandersetzen, und seine Mutter, in Hinsicht ihrer Verhältnisse zu seiner Handlung, sichern müsse. Durch Schreiberei sei dies ein weitläuftiges Geschäft, am sichersten, er reise selbst zurück, wo er in 8 Tagen völlig in Ordnung zu kommen hoffe.

Die Gräfinn protestirte dagegen förmlich und meinte, er solle den Plunder lassen, wer ihn wolle. Berg aber pflichtete vollkommen dem Grafen bei. Beide Männer überstimmten Thereſen, sie mußte nachgeben. „Gut“ sagte sie, „Ihr Trotzköpfe, ihr sollt Euren Willen haben: aber nun thut mir auch den meinigen, das bitt' ich Euch. Muß Wilth fort, so soll er Morgen fort. Jetzt bin ich noch an das süße Glück, ihn ganze Tage bei mir zu sehen, nicht gewöhnt. Das Entbehren seines Umgangs wird mir jetzt also weniger schwer, als späterhin. Reisen Sie morgen, und ich bitte Sie, Eilen Sie; beschleunigen Sie Ihr Geschäft, und

kommen Sie dann wieder, um Ihre Therese nie wieder zu verlassen!

Berg setzte noch hinzu, daß Wilch jetzt das Patent noch nicht habe und daher noch nicht obligat sei. Wäre ihm dies erst eingehändigt, so müßte er Urlaub nehmen, und es stände dahin, ob er ihm gleich bekäme, er fände daher selbst am gerathensten, daß Wilch sobald als möglich abreise, aber auch je eher je lieber wieder käme. Therese sah dies selbst ein. Sie ward auf einmal sehr wehmüthig. „Ach," sagte sie, und legte beide Hände auf die Brust, „mir ist es hier so beklommen; es ist mir, als sähe ich Sie nie wieder! Wilch! wenn Sie einen Augenblick zögerten! Reisen Sie morgen! Reisen Sie heute, ich bitte Sie um Gottes Willen, heute noch! Mir ist alle Freude verdorben. Vergnügt kann ich doch nicht eher sein, als bis ich Sie wieder sehe. Muß ich Arzenei nehmen, so sehe ich sie nicht erst lange an, sonst nehme ich sie zehnfach ein: die Augen zu, und hinunter! Geschwind, machen Sie, daß Sie fortkommen! Es ist mir, als müßte ich Sie treiben. Ich habe eine Unruhe in mir, ich kann es nicht beschreiben.

Sie steckte mit ihrer Aengstlichkeit den armen

Wirth an. Er sprang auf: „ja, heute noch," rief er, umschlang Theresen, drückte ihr tausend Lebewohl auf die schönen Lippen und eilte zur Thüre hinaus. Nach einigen Stunden saß er schon in der Post-Chaise. Er flog mit Kourierpferden nach Leipzig.

Hier ging es nicht so geschwind, als er geglaubt hatte. Nach drei Wochen erst war er mit seinem Compagnon im Reinen. Er spielte den Großmüthigen, überließ seinem Associé die ganze Handlung um eine Kleinigkeit, die dieser ihm in Wechseln zahlte, und legte ihm nur die Pflicht auf, seiner Mutter jährlich bis zu ihrem Absterben 500 Rthlr. auszuzahlen.

Jetzt war er fertig. Theresen hatte er posttäglich geschrieben, auch hatte er zwei Briefe von ihr bekommen: mehrere konnte er wol nicht erwarten; denn sie glaubte bestimmt, ihn nicht länger als 8 Tage in Leipzig vermuthen zu können.

Therese, das Atlaskabinet, die Flötenuhr, das bewegliche Bette, der elastische Fußboden, der Orangenwald, alles schaukelte vor seinen Augen vorüber: er warf sich wieder in seinen Kourierwagen und jagte nach W... zu.

Als er über P... kam, begegnete ihm die

Nachricht von des Monarchen Tode. Der Schöpfer seines Glücks, der mächtige Gönner seiner Thereſe, war ihm verloren. Er hatte ihn persönlich lieb gewonnen. Es ging ihm nahe, doch pries er sich glücklich, daß der Fürſt nicht früher war abgerufen worden. Sein Glück war nun gemacht. Er freute sich, Thereſen in der Hoftrauer gewiß mit neuen Reizen zu finden, und jagte weiter.

Er hatte in einem seiner letzten Briefe Thereſen ersucht, ihm in einem Billette, welches ſie am Thore abgeben ſollte, zu ſagen, ob er gleich bei ihr absteigen könnte. Als er zu den Thoren von W... einfuhr, wurde er nach Namen und Stand gefragt. Er nannte sich Graf Wilthershauſen; allein, ſeinen Generalsrang verſchwieg er, denn er hatte zur Zeit das Patent noch nicht, dies lag wahrſcheinlich bei Thereſen. Er frug in der Wachſtube nach dem bewußten Billet, es fand ſich keins. Er nannte die Gräfin Calenberg, von der ein Billet beſtimmt abgegeben ſein müſſe, es war keins da. „Vielleicht hat ſie den Brief noch nicht erhalten, in dem ich mit ihr jene Verabredung traf.“ Er fuhr in einen Gaſthof, kleidete ſich um, und fuhr zu Thereſen. Sein Herz zerſprang faſt vor Sehnſucht; ehe

noch der Lohnbediente den Schlag öffnete, hatte er ihn selbst aufgerissen. Er stürzte aus dem Wagen und riß an der Klingel, als ob er einen Todten aufläuten wollte. Ein ältlicher Mann, ohne Livree, ärmlich und schlecht angethan, öffnete die Thüre.

Wilth hatte sich den dicken, reich bordirten Portier gedacht, mit dem breiten Bandelier, und dem tiefen Bückling, wie er ihn das erstemal sah, als er vom Monarchen kam. Er glaubte am Ende, in einem falschen Hause zu sein.

„Die Gräfin Calenberg wohnt doch hier?"

„Hat hier gewohnt."

„Hat hier gewohnt, und nicht mehr?"

„Nein, nicht mehr: und wohnt hier kein Mensch mehr, als ich. Die Gräfinn ist verreist."

„Verreist? — seit wenn?"

„Seit Vorgestern."

„Wohin?"

„Das kann ich nicht sagen."

„Mit all ihren Leuten?"

„Das weiß ich nicht."

Wilth stand wie angewurzelt, die Sinne schwanden ihm. Hätte er die Klinke der Hausthüre nicht in der Hand gehalten, er wäre umgesunken.

Der kurzsichtige Alte sah ihn erbleichen, dann wieder feuerroth werden: die Augen dunkelten, die Lippen bebten, er mochte fürchten, er sei unreimisch. Ohne daß es Wilth merkte, drängelte der Alte langsam die Thüre hinter ihm zu, und so stand Wilth auf der Straße.

„Wo befehlen Sie jetzt hin?“ frug der Lohnlakei höflich.

„Zum Teufel“ knirschte Wilth durch die Zähne und stampfte mit dem Fuße. Der Lohnlakei prallte hinter den Wagen, und ließ sich nicht wieder sehen.

Wilth ließ den Miethswagen samt dem Bedienten stehen, und eilte zu Fuße zu Bergs.

Kein Mensch zu Hause, die ganze Etage fest verschlossen. Er stand vor der Thüre, die ihm so oft und so gastfreundlich sich geöffnet hatte. Er klingelte. Niemand hörte. Er klingelte wieder. Endlich kam ein Mädchen der obern Etage herunter und sagte ihm, die Herrschaft, die hier logiere, sei gestern früh abgereist. Wohin? konnte sie nicht sagen. Das Mädchen lief die Treppe wieder hinauf, und ließ ihn mit seinem Schmerz allein stehen. Er rang die Hände, der Kopf glühte ihm.

Voll des höchsten Unmuths lief er in seinen Gasthof zurück. Ein Polizei-Offizier, der schon längst dort auf ihn gewartet hatte, überreichte ihm mit einer artigen Verbeugung eine versiegelte Ordre, und ging.

Wilth erbrach das Papier und las: „Dem Grafen von Wilthershausen wird hierdurch aufgegeben, W... binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassen.“ Die Unterschrift war vom Minister des Polizei-Departements.

Ich habe keine Worte, um Wilths Empfindungen zu schildern. Seine Lage war wirklich fürchterlich. Er verlor alle Besinnung: er stand auf dem Punkte, wahnwitzig zu werden. Seine ganze Kraft war ihm genommen. Er schloß sein Zimmer ab, legte sich auf das Sopha und fühlte, wie jede Nerve in ihm sich nach und nach abspannte. Er war Tag und Nacht gefahren, die Vorfälle der verflossenen Stunde hatten seine Lebenskraft erschöpft. Er lag einige Minuten, da ward es stille und heimlich in ihm. Seine Augen wurden naß, er konnte weinen. Er fand in seinen Thränen den wohlthätigsten Freund der Unglücklichen, den Schlaf.

Nach einigen Stunden süßen Schlummers erwachte er wieder.

Thereſe war ſein erſter Gedanke. „Ich muß ihr nach", rief er laut, und ſprang mit verjüngter Kraft vom Sopha.

Unter mehrere ſeiner früheren Bekannten zählte er auch einen angeſehenen Banquier, einen Mann, der viel mit dem erſten Hofperſonale zu thun hatte. Vermöge ſeiner Verbindungen konnte dieſer vielleicht etwas von Thereſen wiſſen.

Wilth gab vor, er habe einen Brief an die Gräfinn Calenberg abzugeben, der ihm von Sachſen aus geſchickt ſei, und den er ihr perſönlich einhändigen ſolle; er frug, was das für eine Dame ſei, und wo ſie wohne.

Der Banquier antwortete ganz in der höchſten Artigkeit: „Der Himmel weiß, wo die jetzt wohnen mag. Ihren Brief ſchicken Sie nur wieder zurück! Sie war," ſetzte er leiſe hinzu, „eine heimliche Begünſtigte des Monarchen. Das arme Ding iſt zu bedauern; ſie war wirklich gut. Durch ihre Liebenswürdigkeit hatte ſie viel Gewalt über den höchſtſeligen Herrn gewonnen. So bald ſie nichts Unrechtes verlangte, that er, was ſie wollte,

und das mag manchen Leuten nicht recht angestanden haben; die hatten es schon lange auf sie gemünzt. Sie wissen, wie das in solchen Fällen geht. Der Fürst war kaum verblichen, so wurde sie wegtransportirt. Wohin? weiß niemand, wahrscheinlich nach Linz."

Willy brauchte alle Gewalt über sich, um nicht merken zu lassen, wie tief ihn diese Nachricht verwundete. Er verkaufte einen seiner Wechsel, in denen ihm sein Compagnon ausgezahlt hatte, und noch vor Ablauf der bestimmten 24 Stunden sah er W...s Thürme im Rücken. Er hatte auf dem Wege nach Linz Muße genug, die Verirrungen seines Schicksals und seine jetzige Lage zu überdenken. Die Vergangenheit beschäftigte ihn so, daß er an die Zukunft nicht dachte.

Erst als seine Bemühungen, Theresen in Linz aufzufinden, fruchtlos waren, frug er sich, was er nun beginnen wollte. Nach Leipzig konnte er nicht zurück. Seine schöne Handlung hatte er weggegeben. Von dem Wenigen, was er sich davon ausbedungen hatte, konnte er nicht leben. Er wandte sich nach Regensburg und Frankfurt am Main, um dort Sekretairdienste zu suchen. Allein unbekannt,

ohne alle Empfehlung, gelang es ihm nicht, einen Posten zu finden. Eine Stelle auf einem Comptoir hätte er vielleicht erhalten können; allein der Kaufmann hatte vom Anbeginn seines Lebens seinen Charakter nicht angesprochen.

Endlich gerieth er auf den Einfall, sich in das Preußische zu wenden. Ihn kannte dort kein Mensch. Sein Haus hatte dorthin nie Verbindungen gehabt; dort wollte er unbemerkt leben. „Hat mein Stern mich ganz verlassen," sagte er zu sich selbst und verfolgte mit seinen Blicken die Wellen des Mains, die zu seinen Füßen vorbeigleiteten: „so ziehe ich eine Bedienten-Livrée an. All die Fluthen hier unten — wie drängen und treiben sie sich! Am Ende kommen sie doch in das Meer ihrer Bestimmung. Vielleicht, wenn ich niemanden fürchten darf, der den unglücklichen Kaufmann Wilth, oder den betrogenen Grafen Wilthershausen ahndet, bin ich am glücklichsten." Er fand ein eigenes Vergnügen darin, sich diese demüthige Rolle ganz auszumahlen. In dieser Demuth lag ein süßer Stolz, dem Geschicke Trotz bieten zu können. Er konnte Stunden lang an den Gedanken hängen, wie er seine feinere Bildung verber-

gen, die Achtung seiner Kameraden und die Liebe seiner Gebieter gewinnen, und allen ein Räthsel bleiben wollte. Bald war die Frau oder Tochter vom Hause ein Gegenstand seiner heimlichen Neigung, bald schenkte ihm ein hübsches Kammermädchen ihr Herz. „Nein," sagte er dann und schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf, „nichts mehr von diesem Geschlechte! Es hat mir meine Ruhe, meine Hoffnungen gemordet. Ich will es fliehen und es vergessen lernen."

Er machte sich den folgenden Tag auf den Weg, um seinem Ziele näher zu kommen, nahm seine Tour auf Cassel und Erfurt, und wollte dann in das Preußische.

In Erfurt logirte er im römischen Kaiser. Bekanntlich ist dies ein Eckhaus. Die vordere Fronte liegt am Markte, die andere Ecke stößt auf eine schmale Gasse. Auf diese hatte sein Zimmer die Aussicht. Wilch lag im Fenster, wie gewöhnlich tiefsinnig, in Gedanken verloren.

Zufällig blickte er einmal auf. Karoline stand gegen ihm über am Fenster. Auch sie erkannte ihn. Sie sprang mit ausgebreiteten Armen vom Fen-

fer: er schoß wie ein Pfeil zum Zimmer hinaus und stand in ihrer Hausthüre.

„Wilth, ja bei Gott, Du bist es," rief sie, legte beide Hände ihm auf die Achseln und sah ihm voll freudiger Verwunderung ins Gesicht.

„Bist Du es denn wirklich? Karoline? Du? hier?" frug Wilth, und starrte dem Mädchen ins Auge.

Sie hatten sich tausend Dinge zu fragen, tausend zu sagen; keins hörte auf das andere. Endlich brach Karoline ab: „Morgen, lieber Wilth, komm zu mir: morgen früh punkt sieben Uhr. Ich führe hier die Oekonomie eines alten Mainzer Hauptmanns. Du verstehst mich. Es geht mir recht gut, nur ein wenig gebunden. Der Alte ist furchtbar eifersüchtig. Ich erwarte ihn jetzt alle Augenblicke. Ich bliebe keine Stunde in seinem Hause, wenn er Dich hier träfe. Komm morgen früh 7 Uhr: der Hauptmann steht vor 11 Uhr nie auf; dann sind wir ganz sicher. Du mußt mir dann alles erzählen. Ich habe Dir auch, ach Gott, so manches zu sagen. Adieu Wilth!"

Die letzten Worte sprach sie mit Bedeutung, und drückte ihrem früheren Geliebten die Hand.

Wilth konnte zu Hause nicht bleiben. Das Herz wollte ihm zerspringen, er eilte ins Freie; unter die Ruinen der hohen Zorlacksburg setzte er sich nieder, die Stadt lag zu seinen Füßen. Er starrte gedankenlos hinab in die krummen regellosen Gassen. Er glaubte, ein Labyrinth vor sich zu sehen. Sein eigenes Bild. Auch so finster und so leer; so groß und so arm. Die Abendsonne schied von dem ihm gegenüber liegenden Gemäuer des Petersberges, und sank hinter die blauen Gebürge des Thüringer Waldes. „Morgen kömmt sie wieder," sagte Wilth, in das feierliche Abendroth schauend: es war, als ob er den letzten Tag lebte. Karoline hatte ihm so manches zu sagen versprochen. Was konnte das sein? Sie hatte das nicht mit Liebe gesagt. Ihr Empfang überhaupt hatte blos das Gepräge der Freude, ohne das der Liebe getragen. Jetzt erst fiel es ihm auf, nicht einmal einen Kuß hatte sie ihm gegeben. Ihre Geschichte hatte sie ihm mit kurzen Worten erzählt:

Man sprengte aus, sie sei todt, um die Neugierde des herandrängenden Publikums zu unterdrükken. Sie war langsam im Lazareth geheilt worden; man verwies sie, als eine öffentliche Buhle-

rinn, auf der Stadt. Sie verkaufte durch Wilths Wäscherinn ihre Habseligkeiten, die sie von Wilths Güte erhalten hatte, und ging auf gut Glück in die Welt. Durch eine Soldatenfrau machte sie mit dem Mainzer Invaliden-Kapitain Bekanntschaft, und der Handel war geschlossen. Das war ihre ganze Geschichte; was konnte sie ihm mehr erzählen wollen. Hatte sie vielleicht die Idee, den geistlichen Kriegs-Krüppelhauptmann zu verlassen, und mit Wilth zu ziehen? „Das wolle Gott nicht" sagte Wilth mit verächtlichem Lächeln, stand auf, und ging mit dem Vorsatze zu Hause, morgen Karoline nicht zu sprechen, sondern seinen Wanderstab fortzusetzen, ohne sie zu sehen.

Als er zu Hause kam, fiel sein Blick auf Karolinens Zimmer. Es war Abend, sie brannte Licht. Der alte Herr saß in einem Lehnstuhl und rauchte, sie las ihm vor. Wilth freute sich seiner Ruhe. Das Mädchen war noch sehr schön. Er fühlte nicht den geringsten Antheil für sie, sie kam ihm vor wie die Winter-Sonne, sie erwärmte ihn nicht. Er lag über eine Stunde im Fenster; er weilte auf jedem ihrer Züge, es war ganz noch die vorige Karoline, kein Fleckchen, eine Linie breit, an ihrem gan-

zen Körper, das er nicht tausendmal geküßt hätte: jetzt stand er, wie vor ihrem Gemälde. Es that ihm wohl, sie zu sehen; er durchflog alle die seligen Stunden, die er in ihren Armen, die er an ihrem Busen, den er damals für so rein, für so keusch hielt, verlebt hatte. Er war sehr glücklich gewesen. Nur der Reiz der Erinnerung fesselte ihn noch an sie. Er schloß das Fenster, ohne ihr heimlich gute Nacht, ohne ihr Lebewohl zuzurufen. „Es ist ganz vorbei," sagte er, und legte mit einer Art Selbzufriedenheit die Hand auf das stille Herz.

Den andern Morgen war er reisefertig. Aus nöthiger Sparsamkeit machte er seine Tour zu Fuße. Wäsche und Kleidungsstücke ließ er in Frankfurt stehen, bis er seinen Bestimmungsort wüßte, um sie dann nachkommen zu lassen. Sein Dornenstock war sein einziger Gefährte. Er bezahlte die Zeche, und ging zum Hause hinaus. Als er um die Ecke bog, erwartete ihn Karoline. Er durfte gar nicht sagen, daß er hätte wollen vorbei gehen; sie war heiterer, freundlicher, herzlicher als gestern. Wilth ging mit ihr auf ihr Zimmer, sie schlug ihr Morgentuch von der Achsel. „Da, Wilth," sagte sie, „hier ist Dein Werk;" sie zeigte mit diesen Worten

ihm die Schußwunde am ſchönen Halſe, durch welche die Kugel herausgeflogen war, „das iſt das Andenken Deiner Liebe," ſetzte ſie ernſt hinzu. Oft noch ſchmerzt ſie mich, wenn das Wetter ſich ändert. Ach, denke ich dann, iſt die Natur ſich doch nicht gleich; warum forderte ich das von Wilth. Küſſe mich auf die Wunde; vielleicht heilt ſie dann gänzlich und ſchmerzet nicht wieder. Ich lebe ein düſtres, einförmiges Leben, vielleicht endet es bald. Iſt doch mein einziger Wunſch erfüllt; ich habe Dich noch einmal geſehen. Küſſe mich, Wilth, daß ich den Balſam Deiner Liebe mit ins Grab nehme!" —

Wilth war ſehr gerührt, als er die gräßliche Narbe ſah, die Karolinens vollen, runden Hals verunſtaltete. Er hörte wieder das ſchwärmende Mädchen, das immer vom Tode ſprach und das Leben liebte, wie ſich ſelbſt. Er küßte ſie auf die Wunde mit mitleidiger Innigkeit, ein ſonderbares Gefühl von Wehmuth überwallte ihn. Er ſank traurig auf ihren Buſen, eine Thräne trat ihm ins Auge. „Närriſcher Menſch, nein, weinen mußt Du nicht, Du machſt mich weich. Es iſt ja nun alles vorbei. Ich habe wohl auch geweint; ach lange, lange und oft geweint: doch — jetzt nichts mehr davon! Wir

wollen lustig und guter Dinge sein, wir wollen von den alten Zeiten sprechen! Weißt Du noch den ersten Thee früh um 2— 3 Uhr in Deinem Stübchen? Komm, setze Dich hier aufs Sopha, hier trink wieder mit mir den ersten Kaffee!"

Sie schenkte ihm ein. „Verzeih," setzte sie hinzu, daß ich Dir keine Milch dazu geben kann; es ist noch zu früh, ich habe noch keine bekommen können. Nun trink, und erzähle mir, wie es Dir, seit unserm unglücklichen Abschied im Lazarethe, gegangen ist!"

Wilth faßte den Abriß seines Lebens in wenige Worte. Er erzählte ihr blos, daß er seinen Handlungs-Antheil an seinen Kompagnon verkauft habe, und jetzt auf Reisen sei, weil es ihm nicht mehr in Leipzig gefalle. Von Theresen, von seinem Husarenregimente, von seinem gräflichen Stande, und von seinem Entschlusse, als Bedienter jetzt ein Unterkommen zu suchen, schwieg er.

Karoline schien mit wenigem Antheile zuzuhören; sie unterbrach ihn einigemale und erinnerte ihn an das Trinken, weil sonst der Kaffee ganz kalt werden würde. Wilth war kein Freund von schwar-

zem Kaffee, auch hatte er schon gefrühstückt. Er sagte dies, und fing von etwas anderem zu sprechen an.

„Nein, trinken mußt Du, Wilth; ich sehe dies sonst für eine Verachtung an.“

„Sonderbares Mädchen, Dir zu Gefallen trinke ich recht gern: aber ich habe wirklich keinen Durst.“ Bei diesen Worten fiel sein Blick auf die Tasse; eben schwamm eine grünliche Haut. Sein ganzes Innere krampfte bei dieser Entdeckung in einander.

„Ja, mir zu Gefallen, lieber Wilth,“ sagte Karoline freundlich und unbefangen, und rührte den Kaffee geschwind mit dem Löffel, daß sich die grünliche Haut wieder zertheilte. „Er muß schon ganz kalt sein, soll ich Dir etwas Warmes zugießen?“

„Ich danke Dir, ich trinke wirklich nicht,“ antwortete Wilth mit sichtbarer Beklommenheit. Er entsann sich in der Angst nicht, ob er schon in Gedanken eine Tasse getrunken hätte. Er fühlte alle seine Gedärme sich winden, er konnte keinen Athem holen. Das Blut stockte in seinen Pulsen.

„Du trinkst wirklich nicht?“ frug Karoline jetzt verwundernd und heiter. — Nach einer kleinen Pause setzte sie ernster und bedenklich hinzu: „Du glaubst doch nicht, daß etwas drinnen ist?“

„Ach Gott, nein; aber ich habe keinen Appetit.“

„Nun, und wenn denn auch etwas drinnen wäre,“ fuhr sie mit steigender Heftigkeit und furchtbarer Stimme fort. „Was wäre es denn nun weiter! Fordere ich denn zu viel von Dir? Soll ich denn für die schreckliche Zeit, die ich seit unserer Trennung lebte, gar keinen Ersatz haben? Deiner dachte ich täglich. Bald verfolgte Dich mein Segen, bald mein Fluch; Du vergaßest mich, Du schwärmtest in der Welt herum. Ich kämpfte jeden Tag, jede Stunde mit bittern Leiden: Du wolltest jetzt vorübergehen, ohne mich zu sehen, ohne mir Lebewohl zu sagen. Schämtest Du Dich meiner, oder hattest Du mich schon wieder vergessen? Du bist reisefertig, sehe ich. Wohl! Ich will Dich nicht aufhalten. Trinke! Es ist Gift drinnen. Fünf Minuten fordere ich von Dir. Mehr nicht. Ich habe länger geduldet, ich habe länger gelitten, fürchterlich gelitten. Dir will ich es leichter machen. Fünf Minuten und Du bist am Ziele. Fürchte Dich nicht; Du gehst nicht allein, ich gehe mit Dir. Was soll ich hier? mein Leben ist mir Schmach. Nur die Nacht sah meine Freuden. Weg mit dieser erbärmlichen Leere! Noch einen

Kuß, Wilh, den Kuß der Verſöhnung! Arm in Arm wollen wir frühſtücken, das Mittagsbrodt eſſen wir eben!"

„Oder in der Hölle", verſetzte Wilh, dem während dieſer Tirade der Todesſchweiß aus der Stirne gequollen war.

Karoline öffnete ihre Arme zu der letzten Umarmung. Sie ſchenkte ſich Kaffee ein, und überreichte, mit einer ſataniſchen Feſtigkeit, ihrem Geliebten ſeine Taſſe. „Da, trink Wilh" ſprach ſie. Ihr Auge dunkelte. Jeder Tropfen Bluts war ihr aus dem Geſichte gewichen. Sie ſah blaß aus, wie eine Leiche, aber ſie zitterte nicht. „Ich freue mich zu ſterben. Mit Dir, Wilh! Gieb keinen Laut von Dir, wenn das Gift Dein Inneres zerreißt. Bei dem letzten Hauche meines Lebens ſchwöre ich Dir, der Schmerz iſt heftig, aber er dauert keine fünf Minuten. Setz Dich hier auf den Boden, damit man Dein Fallen nicht höre. Kein Winſeln, kein Wimmern! Drücke Deine Lippen zuſammen, daß man Dein Röcheln nicht vernehme. Dort ſehen wir uns wieder. Adieu! mein Geliebter!"

Sie ſetzte ſich, und zog Wilh langſam herni-

der. Sie führte ihm die Tasse zum Munde. Da roch ihm das gräßliche Gift entgegen.

„Nein, nein, du hölliſches Weſen,“ ſchrie er laut, ſprang auf und hielt ſich den Mund zu. Noch hatte er das letzte Wort nicht ausgeſprochen, als Karoline in die Gifttaſſe griff, ſie ihm vor die Füße warf, daß die grünliche Haut ihm Strumpf und Stiefel beſprihte, und ihn mit wüthendem Grimme zur Stube hinaus ſchob. „Elender, Du biſt des Todes nicht werth,“ ſchrie ſie ihm nach, und verriegelte die Thüre.

Wilth eilte ohne Hut und Stock zum Hauſe hinaus. Beides fand er auf der Gaſſe. Sie hatte es bereits durchs Fenſter geworfen.

Ohne Beſinnung taumelte er zum Thore hinaus. Erſt da die friſche Morgenluft ihn anwehte, trat wieder Leben in ſeine Seele.

Er rang die Hände, verfluchte ſein Geſchick, und eilte, als ſehe jemand hinter ihm drein.

Allmählig ward er ruhiger. Seine vorige Stimmung kehrte wieder. Die Reiſe zerſtreute ihn. Sein Bedientenplan, das Unerkanntbleiben, gewann wieder für ihn neue Reize.

Schon hatte er mehrere Preuß. Städte durch-

wundert, als er nach M..... kam. Er ging in ein Wirthshaus, um ſich nach Fremden umzuthun, die vielleicht eines Bedienten auf Reiſen bedürften. Der Marqueur verſtand ihn falſch, glaubte, daß er einen Bedienten auf Reiſen ſuche, und bot auf der Stelle ſich ſelbſt an. Wilth merkte den Irrthum, konnte ſich des Lachens kaum enthalten, und vertröſtete ihn mit einem: „Nun, wir wollen ſehen.“

„Sie logiren doch hier, mein gnädiger Herr? Sie ſollen das beſte Zimmer haben. Ohne weiter zu fragen, öffnete der Marqueur die Thüre. Es ſaß eine lange bunte Reihe an der table d'hote. Das kräftige Eſſen dampft. dem hungrigen Wilth lieblich entgegen. Er nahm ohne Umſtände Platz. „Rheinwein oder Burgunder?“ frug ihn der Marqueur, als er ſich geſetzt hatte.

„Der Burgunder taugt nicht viel“ flüſterte ihm ſein Nachbar, ein dicker Herr, ins Ohr.

Wilth verbeugte ſich, für die gute Nachricht dankend, gegen den dicken Mann und beſtellte Rheinwein. Er fand den Wein der Empfehlung werth. Aus ſeinen ſchönen Fluthen ſtieg ſein künftiges Glück hervor. Die Güte des Weins gab zwiſchen

ihm und dem wohlbeleibten Herrn Veranlassung zur Unterhaltung. Man lobte ihn und trank. Er öffnete die Lippen und schloß die Herzen auf. Der dicke Herr war Landrath aus einem benachbarten Kreise. Er war in die Stadt gekommen, um für seinen Schwager, den General *** in S***, einen Sekretair zu engagiren. Er hatte mehrere junge Leute gesprochen, „lauter Windsäcke, lieber Nachbar, lauter Windsäcke! der kann nicht schreiben, jener klagt über zu weniges Gehalt; dieser frägt, ob er bei der Stelle heirathen kann; ein dritter erkundigt sich nach der Arbeit; ein vierter will nicht, weil der Graf ein General ist; — Gott weiß! keinem ist es recht. Sonst pfiff man, und hundert streckten ihre Arme nach dem Bissen Brodt aus.“

Können Sie mir etwa ein paßliches Subject empfehlen? Doch, Sie sind wol selbst fremd hier? Es ist für den Anfang ein kleiner Posten, aber mein Schwager, der General, hat das Glück, von des Königs Majestät gekannt zu sein. Seine Empfehlung — — —

Wilth hatte im Rheinwein neuen Muth getrunken. Er fühlte sich zur Bedienten-Rolle zu

stolz.

ſtolz. Der dicke Herr war ihm ein Bote des Himmels.

„Ich war" hob er beſcheiden an, „ſelbſt in der Abſicht hieher gekommen, ein Engagement der Art zu ſuchen. Empfehlungen habe ich nicht. Prüfen Sie mich, Herr Landrath! Ich wünſche, daß der kleine Umfang meiner Kenntniſſe Ihren Erwartungen entſprechen möge. Für meine Aufführung bürgt meine Ehre."

„Ihr Name?"

„Ich heiße Wilthershauſen", antwortete Wilth mit einiger ſchüchternen Verlegenheit, der dieſe allfällige Frage nicht erwartet hatte; er verbarg ſeinen Namen, um nicht etwa einmal erkannt zu ſein. Der Landrath beſtellte ihn auf den morgenden Tag zu ſich. Ihre Unterredung ſchweifte nun auf dem weitläuftigen Felde der gewöhnlichen Converſation umher. Zufällig machte Wilth beim Trinken das Maurer-Zeichen; beide erkannten ſich als Brüder. Der ehrliche Landrath war ein enthuſiaſtiſcher Freimaurer; ſie ſchieden in vertraulicher Herzlichkeit von einander.

Den folgenden Morgen erſchien Wilth zur beſtimmten Stunde, um ſich prüfen zu laſſen. Der

Landrath wollte ihm diktiren. Wilth bat ſich mit ſehr vielem beſcheidenen Anſtande Akten aus, um eine Relation daraus auszuarbeiten.

„Damit kann ich dienen" ſagte der Landrath, der dieſe Bitte für eine kleine Anmaßlichkeit anſah. „Vor einer Stunde erſt habe ich hier das Aktenſtückchen von der Kammer erhalten, um darüber gutachtlich zu berichten." Es waren vierzehn Volumen. Sie betrafen einen vieljährigen Streit eines Gutsherrn und zweier Gemeinen mit dem Könige, über die Entwäſſerung eines großen Torfmoors.

„Sie erlauben mir doch, erſt die Akten zu leſen?" fragte Wilth und lächelte über die gigantiſche Probearbeit. „Mit Vergnügen, mit tauſend Vergnügen. Sie fahren heute mit mir, da können Sie ſich Zeit nehmen; die Sache hat keine Eile."

Wilth fuhr mit. Er war ausgeſöhnt mit ſeinem Schickſal. Die Gewitter ſchienen ihm nun vorüber zu ſein. Sie hatten ſein Inneres erſchüttert. Er war ungemein reizbar geworden. Schon dieſer kleine Schimmer von Hoffnung goß Freude ihm ins Herz. „Ob wol etwas von weiblichen Weſen im Hauſe des Landraths ſein mag" fragte

er ſich unterweges einigemale; aber immer drückte er die Augen feſt zu, und nahm ſich vor, keins anzuſehen, und wäre es auch Venus Medicis ſelbſt.

Der Landrath hatte eine Tochter. Jung, raſch, herzensgut, geſund, recht ſehr hübſch und ein paar große Augen im Kopfe, über die Wilth beinahe ſeine vierzehen Volumina Acten, betreffend die Entwäſſerung des Torfmoors, vergeſſen hätte. Ihm lief das Waſſer im Munde zuſammen, aber er hielt ſich Wort. Er nahm ſeine Acten vor. Sie wollen, dachte er, das Waſſer vom Moore zapfen, dann trocknet das Moor, dann brennt der Torf; ſie wiſſen nicht, wo mit dem Waſſer hin. Ach, ich möchte es auf mein Herz leiten, daß da nie ein Fünkchen wieder aufglimmte. Er las acht Tage, den neunten Abends überreichte er dem Landrath den Bericht.

Der dicke Herr ließ ſich fünf Pfeifen ſtopfen, ſchloß ſich ein, und fing an zu leſen. Er ſchrieb, ohne ein Wort davon oder dazu zu thun, ſeinen Namen darunter, ließ den Bericht copiren und ſamt den Acten abgehen. Er geſtand ſich ſelbſt, ſolch ein Bericht war nie aus ſeiner Feder gefloſſen: der Vortrag rein und fließend; die species facti ſtand in wenig Zeilen zuſammengedrängt da, und das

Gutachten gründete ſich auf die Akten und auf die beigelegte Situationscharte. Wilth horchte auf Beifall oder Tadel. Er erfuhr keine Silbe. Endlich frug er. „Das hat keine Eile, mein lieber Wilthershauſen" antwortete der Landrath, und Wilth glaubte, er habe ſeine Arbeit noch nicht angeſehen. Er hatte Langeweile. Der Landrath nahm ihn mit auf die Jagd. Abends ſpielte er mit dem Fräulein Doppelſonaten, oder mit der alten braven Landräthinn Mariage.

Die verdammten Doppelſonaten; ſie waren gewaltig ſchwer, und an der Seite des runden, jovialen Fräuleins hatte er durchaus keine Aufmerkſamkeit. Er mußte oft pauſiren. Da ſchielte er hinüber auf Achſel und Bauſch, und kam am Ende immer aus dem Takte.

Bei der Mariage ging es ihm beſſer. Mama war über die Vierzig. Vielleicht wäre es ihm gelungen, daß Fräulein Hannchen ihm näher getreten wäre; aber er hielt ſich mit einer Feſtigkeit entfernt, die ihm Ehre machte.

Er frug nach mehr als drei Wochen den Landrath über ſeine Beſtimmung. „Gefällt es Ihnen bei uns nicht, mein Freund?" frug der dicke Mann

mit Ruhe. „Sie haben vielleicht Langeweile; ich kann Ihnen keine Geschäfte geben, wenn ich meine Sekretaire nicht vor den Kopf stoßen will. Aber lassen Sie Sich doch nicht kümmern. Essen Sie, trinken Sie, sein Sie lustig und guter Dinge! Haben Sie sonst ein Bedürfniß, so sagen Sie es mir; Sie sind wie ein Kind im Hause. Mein Schwager hat noch nicht Ihrentwegen geantwortet, weil ich dieserhalb noch nicht an ihn geschrieben habe, und ich noch nicht geschrieben, weil ich noch nicht konnte. Das hat keine Eile."

Wilth war noch durch die Wechsel von seinem Compagnon bei Casse. Er konnte sich also wohl gefallen lassen, hier ohne weitern Zweck herum zu schlendern.

Einige Tage nach dieser Unterredung trat der Landrath mit einem ungewöhnlich freundlichen Gesicht zu ihm ins Zimmer.

„Wir sind durch" hob er mit Stolz und Selbstgefälligkeit an: „wir sind glücklich durch. Sie haben Ihre Sache vortrefflich gemacht. Sie hätten mir können tausend Thaler schenken, ich hätte die Freude nicht gehabt. So hat das Departement in

meinem Leben nicht an mich reſcribirt. Leſen Sie, leſen Sie, Freund!"

Der Landrath gab ihm das Reſcript der Kammer auf jenen gutachtlichen Bericht. Sie hatte denſelben ſammt den Acten an das Provinzial-Departement eingeſandt, und theilte ihm nun deſſen diesfalſige Reſolution abſchriftlich mit. Am Schluſſe deſſelben hieß es unter andern: „Auch habt Ihr dem Landrath **** über die einſichtsvolle und gründliche Darſtellung dieſer verwickelten Sache, ſo wie über ſein diesfalſiges erſchöpfendes Gutachten, welchem wir in allen Punkten vollkommen beipflichten, Unſere Allerhöchſte Zufriedenheit zu bezeugen. Sind Euch mit Gnaden gewogen ꝛc."

„Ich habe nichts dabei gethan, aber nun will ich thun. Eher konnte ich Sie meinem Schwager nicht empfehlen. Ich wollte gern wiſſen, wie Ihre Arbeit ausfiele. Jetzt brauche ich Sie nicht zu empfehlen, Sie ſind es ſchon. Mein Secretair ſchreibt ſchon Ihren Begleitungsbrief, Sie reiſen heute mit meinen Pferden hin. Mutterchen verſorgt Ihre Küche und Hannchen Ihr Flaſchenfutter, und ſollte Ihnen unterwegs etwas zuſtoßen, ſo haben Sie hier etwas auf den Fall der Noth."

Er überreichte ihm ein Papierchen mit zehen Friedrichsd'or, und umarmte ihn maurerisch. „Ueber die Bedingungen sage ich Ihnen nichts. Mein Schwager ist ein ehrlicher Mann. Ihr werdet wol Beide mit einander fertig werden."

Wilth fand, was ihm der Landrath versprochen hatte: einen sehr redlichen Mann und ein ausnehmliches Engagement. Nach einigen Jahren verschaffte ihm der General einen ehrenvollen Königl. Posten.

Beim Feldzug im December 1805 sprach ich ihn zu Erfurt im römischen Kaiser, da erzählte er mir diese Geschichte. Von Theresen hat er nie wieder etwas erfahren. Karoline ist todt, sie starb in Erfurt als Gattin eines Preuß. Feldwebels, der sie nur ein einzigesmal mit dem Stocke züchtigte, und dann in einer recht glücklichen Ehe mit ihr lebte. Sie war, so viel hatte Wilth durch Zufall herausgebracht, keine Pfarrerstochter aus Meuselwitz, sondern eine geborne Polin. Der Pfarrer, in dessen Gesellschaft er sie in seiner Windmühle zwischen Merseburg und Leipzig hatte kennen lernen, war mit ihr in Querfurt zusammen gekommen: von da aus hatten sie gemeinschaftliche Reise

gemacht. Wie sie nach Deutschland, wie sie nach Querfurt gerathen war, wußte kein Mensch. Daß Wilth nicht der erste war, der ihren Blüthenkranz zerriß, ist wol keinem Zweifel unterworfen. Im Gegentheil scheint sie eine sehr ausstudirte Buhlerinn gewesen zu sein, die aber für Wilth ein besonderes Interesse gewann. Wäre dieser weniger schwach, weniger schwärmerisch in sie verliebt gewesen, vielleicht hätte er eben so zufrieden mit ihr gelebt, als der Erfurter Feldwebel.

Die Reise ins Bad.

„Siehst Du die hübsche Lindenallee? Betrachte sie recht genau, sie führt zu dem netten Landhäuschen, das ich zu Deiner künftigen Residenz bestimmt habe," sagte die Gräfinn S . . zu Fräulein Leonore, ihrer Begleiterinn.

Sie machen mich verlegen, liebe Gräfinn, erwiderte Leonore erröthend, indem sie auf das Kammermädchen der Gräfinn hinblickte.

„Gerade so muß er Dich sehen," versetzte die Gräfinn, „dieser Anstrich von Verschämtheit kleidet Dich herrlich, liebes Mädchen. Jetzt bin ich sicher, daß Du den einfachen Landedelmann, der nie in die Residenz kam, besiegen wirst."

In dem nehmlichen Augenblick bäumte sich einer von den sechs stolzen Engländern, die den Wagen der Gräfinn zogen; die Dame fand für gut, sich

zu fürchten, ließ halten, sprang aus dem Wagen, und eilte, durch die Lindenallee, dem Schloß des Herrn Held zu, indem sie Leonoren und ihrer Jungfer zurief, ihr zu folgen. So langten die Damen sehr bald in dem Hause an, wo sie von dem gutmüthigen Wirth sehr freundlich empfangen wurden.

Im Hingehn sagte die Gräfinn zu Leonoren heimlich: „nun gilts, liebes Mädchen, wir wollen das Herz Deines Ritters mit Sturm erobern, eine Ueberrumpelung führt oft sicherer zum Sieg, als eine lange Blockade.“

Die Gräfinn hatte ihren Plan schnell, aber gut angelegt, und er gelang ihr zum bewundern.

Leonore hatte zwar im Geräusch der großen Welt, in der sie erzogen wurde, nicht viel weibliches Zartgefühl erhalten, allein sie war erst 18 Jahr, und von der Mutter Natur nicht so verwahrlos't, daß sie ganz ohne alle zarte Weiblichkeit geboren wäre; sie fühlte sich daher etwas beschämt, daß sie einem Manne, auf den es beide Damen allerdings angelegt hatten, so zu sagen, entgegengehn sollte.

Verlegen, und bis an die Fingerspitzen roth,

that sie Herrn von Hold entgegen, als die Gräfinn sie ihm mit diesen Worten vorstellte.

„Hier mache ich Sie mit einer jungen Freundinn bekannt, die die Güte haben wollte, mich diesen Sommer aufs Land zu begleiten. Sie müssen es dem Zufall danken, daß Sie sie jetzt schon kennen lernen; ich hatte sie nur zu meiner Gesellschaft mitgebracht. Wären meine Pferde nicht flüchtig geworden, wer weiß, wann Sie sie gesehn hätten."

Herr von Hold betrachtete das hübsche Mädchen, dessen Reize durch die holde Scham die zur Schönheit erhöht waren, mit innigem Wohlgefallen; er meinte, daß er der Gräfinn die Grausamkeit nicht zugetraut hätte, einen so liebenswürdigen Gegenstand den Augen Ihrer Freunde zu verbergen.

„Glauben Sie denn, mein Freund, daß ich mein anvertrautes Gut nicht besser zu bewahren wüßte? In einigen Monaten muß ich meine Freundinn wieder mit zurück bringen, und da dürft Ihr Arcadischen Schäfer hier aus dieser Gegend mir keinen Querstrich machen. — Dieses sagte die Gräfinn halb leise, indem sie schadenfroh lächelte; sie bemerkte nur zu gut, daß Leonore, ohne fast den Mund geöffnet

zu haben, schon Eindruck auf das Herz des jungen Hold gemacht hatte.

Hold erhielt die Erlaubniß, die Damen zu Pferde zu begleiten; die Gräfinn affektirte eine Furcht, die ihr sonst nicht natürlich war. Sie sahe diesen kleinen Ritt als ein sicheres Mittel an, den Gefangenen noch mehr zu verstricken; sie irrte nicht, denn beim Abschiede bat er schon um die Erlaubniß, sich am andern Morgen persönlich nach dem Befinden der Damen erkundigen zu dürfen.

„Morgen ruhen und packen wir aus, mein schöner Herr," versetzte die Gräfinn, „übermorgen aber ist es Ihnen vergönnt, uns zu Mittage aufzuwarten."

Ein Blick von Leonoren schien dem Herrn von Hold zu sagen: das sey ihr leid, ihn morgen nicht zu sehen. Er dankte ihr die Theilnahme mit einem warmen Händedruck, beschuldigte die Gräfinn der Grausamkeit, und zog traurig ab; es dünkte ihn eine Ewigkeit, bis er das Schloß wieder betreten durfte.

So bald die Damen allein waren, umarmte die Gräfinn das junge Mädchen mit lautem Gelächter: „Ich wünsche Dir Glück," sagte sie, „Du hast ihn

gefangen, oder vielmehr, ich habe ihn Dir ins Netz gejagt, das Du, ich muß es sagen, geschickt genug ausgestellt hattest."

Leonore freute sich zwar, eine Eroberung gemacht zu haben; allein da ihr Herz wirklich einigen Eindruck erhalten hatte, schämte sie sich, einem angelegten Plan verdanken zu sollen, was sie gern ihren natürlichen Reizen gedankt hätte.

So bald die Gräfinn merkte, wie es um Leonoren stand, bemühte sie sich, den Eindruck zu verlöschen, den die höfliche Gestalt des jungen Mannes auf ihr Herz gemacht hatte.

Es war längst ihr Plan gewesen, ihrem Gutsnachbar eine Frau zu verschaffen, die ihr, in den Sommermonaten, welche sie auf dem Lande verlebte, Gesellschafterinn sein konnte. Sie hatte ihn stets in ihre Cirkel gezogen, wo die jungen Mädchen aus der Nachbarschaft oft der Gegenstand des Spottes waren. Hold nahm sich seiner Landsmänninnen nur schwach an; er war selbst gebildeter, als seine Nachbaren; denn sein Vater, der ehedem am Hofe lebte, wandte seine ganze Muße auf die Erziehung seines Sohnes, so bald die Ausschweifungen und Verschwendungen seiner Frau ihn nöthigten, die Stadt zu ver-

lassen. Durch die strengste Sparsamkeit war es ihm kaum gelungen, sein Vermögen wieder in einen leidlichen Zustand zu bringen.

Kurz vor seinem Tode entdeckte er seinem 25jährigen Sohne seine ganze Lage; er konnte und wollte ihm die Ursache von dem Verfall seiner Umstände nicht verschweigen, denn er hatte sich längst vorgesetzt, ihm das Versprechen abzunehmen, daß er nie mit seiner künftigen Gattinn in der Stadt leben wolle.

Willig leistete Hold seinem Vater dieses Versprechen; er selbst liebte das Landleben, und nahm sich vor, nie eine Frau zu wählen, die nicht gleiche Neigung mit ihm hege.

Bald nach des Vaters Tode sah er sich unter den Töchtern des Landes nach einer Gefährtinn um; allein sein Stündlein war noch nicht gekommen. Die feinen, stolzen, empfindlichen Landfräulein schienen ihm nur Dorfmädchen zu sein; denn ihnen, die bloß zu Landwirthinnen erzogen waren, fehlte die feinere Bildung.

Hätte er geliebt, so würde die Leidenschaft sehr bald das einfache Landmädchen zu einer Huldgöttinn erhoben haben; allein der Pfeil, welcher ihn verwun-

den ſollte, ſteckte noch tief in Amors Köcher; ja, ohne die Gräfinn hätte er ſich vielleicht nie zu einer Heirath entſchloſſen.

Der Gräfinn war es nicht unbekannt, daß die Hold ehemals eine glänzende Rolle am Hofe geſpielt hatten; anfangs hoffte ſie, den jungen Mann wieder in dieſe Strudel ziehen zu können; ſie ſchlug ihm Verbindungen vor, die ganz dazu geeignet waren, ihn wieder in die Stadt zu locken; denn ſie kannte keine andere Glückſeligkeit, als in dieſem Leben, und es war ihr nur darum zu thun, ihre Cirkel zu vergrößern: dieſe Hoffnung mußte ſie aber bald aufgeben. Hold verſicherte ihr feſt: er werde nie eine Verbindung eingehen, die ihn zu einer andern Lebensweiſe nöthigen könnte.

Nachdem einige Wochen ſo verſtrichen waren, verlor die Gräfinn in der Stadt eine ihrer ſogenannten Freundinnen, Leonorens Mutter, durch den Tod. Dieſe Frau war die Wittwe eines vornehmen Offiziers; ſie genoß eine anſehnliche Penſion, beſaß aber gar kein Vermögen. Sie hatte ihrer Tochter eine glänzende Erziehung gegeben, und ſtets auf einem großen Fuß gelebt; auf dieſem Wege hoffte ſie ihr Kind noch vor ihrem Tode glücklich, das heißt glän-

zend, zu verheirathen. Ein anderes Glück hatte sie selbst nie gekannt.

Es fehlte der jungen Leonore nicht an Anbetern; sie war ein bildhendes, artiges, fein erzogenes Mädchen, und einige junge Männer hatten geschienen, sich ihr ernstlich zu nähern; doch war bis jetzt keiner verliebt genug, um sich nicht unter der Hand nach dem Vermögen der Schönen zu erkundigen; hier waren die Nachrichten nun zu wenig befriedigend, als daß sie einem weltklugen Liebhaber ernstliche Absichten hätten einflößen können.

Kurz vor dem Tode der Mutter fing ein junger reicher Graf an, Leonoren zu umflattern. Die Mutter hoffte, durch ein kluges Benehmen diesen jungen Mann endlich fest zu halten. Sie hatte längst die Gräfinn in ihr Interesse gezogen, und beide Damen waren darin überein gekommen, das Herz der jungen Leonore vor Liebe bewahren zu müssen; längst hatten sie sie gelehrt, die Ehe als eine Spekulation zu betrachten. Ein eingenommenes Herz hätte sie irre leiten können. Aus Furcht, nicht einst einem Armen ihre Neigung zu schenken, sollte sie Niemand lieben. Sahe man, daß das junge Herz in Gefahr war, gerührt zu werden: so suchte man sogleich den

Gegenſtand ihrer Neigung, ſo wie die Neigung ſelbſt, lächerlich zu machen. Der Plan gelang den Damen ziemlich leicht; denn Leonorens Erziehung war von jeher dahin berechnet, feinere Gefühle dieſer Art in ihr zu tödten. Die Mittel wirkten; der Zweck aber wurde verfehlt.

Der junge Graf liebte Leonoren wirklich, und verlangte nur Gegenliebe. Einige Zeit hoffte er ſolche zu finden, oder einzuflößen.

Inzwiſchen ſtarb die Mutter. Im Sterben empfahl ſie die Tochter, und ihr Intereſſe, der Gräfinn, die beides gern übernahm; denn das große Haus, welches durch die gehoffte Verbindung neu etablirt wurde, eröffnete ihr eine Ausſicht auf gehäufte Luſtbarkeiten und Vergnügungen, zu deren Theilnahme ſie ſich durch die Pflege der jungen Waiſe ein doppeltes Recht erwarb.

Der feurige Liebhaber hoffte, durch den Tod der Mutter ſeinem Ziele näher zu kommen; die ſanfte Rührung, in welche er ſeine Geliebte durch dieſen harten Verluſt verſetzt wähnte, ſollte ihm ihr Herz ſchneller öffnen. Er eilte zu der Gräfinn hin, die Leonoren von der Leiche ſobald als möglich entfernt

hatte; ihr ſelbſt war ein ſolcher Anblick nichts weniger, als angenehm.

Leonorens kindliches Gefühl war noch nicht ganz erſtickt; ſie hatte ihrer Mutter häufige und heiße Thränen gezollt; allein die Gräfinn verſtand es recht gut, ihre Thränen zu trocknen. Sie gab dem eitlen Mädchen bald Gelegenheit, ſich mit ihrer Trauer zu beſchäftigen; ſie ließ ſie das und jenes anprobieren, und prophezeihete ihr im Voraus, daß ſie in dieſem Anzuge das Herz des Grafen auf immer feſſeln würde.

Leider kam der Graf zu früh. Er überraſchte die Damen bei dieſer Beſchäftigung. Es war Leonoren nicht möglich, ſich ſo ſchnell in die zu Kondolenz-Beſuchen gehörige Stimmung zu verſetzen, daß der Graf nicht noch ihren Leichtſinn hätte durchblikken ſehen.

Der Kontraſt mit dem, was er erwartete, war zu groß, als daß ſeine Liebe ihn ferner hätte täuſchen können. Es wurde ihm in dieſem Augenblicke klar, daß ein ſo gefühlloſes Mädchen ihn nie glücklich machen werde. Er entfernte ſich bald, und während die Damen noch die Wiederholung ſeiner Beſuche er-

warteten, hatte er schon eine Reise angetreten, die ihn völlig von seiner Leidenschaft heilen sollte.

Dieser, und einige andere mißlungene Pläne, zeigten der Gräfinn deutlich, daß ihre Mündel auf keine glänzende Parthie in der Stadt mehr rechnen dürfe, zumal seit man wußte, daß sie nicht reich war. Glücklicherweise fiel ihr ihr Guths-Nachbar, der Herr von Hold, ein; dieser sollte und mußte Leonorens Gatte werden. Sie gewann durch diese Verbindung eine Gefährtinn auf dem Lande, und bei dem Einwurf des jungen Mädchens, daß sie sich unmöglich den Winter über auf dem Lande vergnügen könnte, tröstete sie sie damit, daß ein junger verliebter Ehemann seiner liebenswürdigen Gattinn jede Bitte gewähren würde; nur müsse sie vor ihrer Verbindung diesen Wunsch nicht äußern, und nebenbei ihr eigenes Herz vor einem zu starken Eindrucke bewahren, damit sie selbst, als liebendes Mädchen, nicht zu nachgiebig gegen ihn würde.

Mit diesem gut ausgedachten Plane waren die Damen aufs Land gekommen, und er glückte zum bewundern.

Die Gräfinn hatte zwar einige Mühe, Leonorens nicht ganz erstickte feinere Gefühle zu unterdrük-

ken, zumal da ihr Herz bei Holds Anblick nicht unberührt geblieben war; allein das junge Mädchen war so sehr für die große Welt erzogen, daß der schlauen Dame ihr Unternehmen nicht schwer wurde. — —

Der verliebte Hold konnte nicht umhin, am andern Morgen, nach Ankunft der Damen, vor dem Schloß der Gräfinn vorbei zu reiten, um wenigstens bei ihren Leuten von ihrem Befinden Erkundigung einzuziehn. An dem Tage, wo es ihm erlaubt war, zu erscheinen, stellte er sich schon um 12 Uhr ein, ob er gleich wußte, daß bei der Gräfinn erst um 2 Uhr zu Mittag gespeiset wurde.

Leonore wurde abgeschickt, ihn zu unterhalten, bis die Gräfinn kommen konnte; sie erschien erst gegen 3 Uhr, und doch bedauerte der junge Mann, daß sie sich seinetwegen hätte übereilen müssen.

In einigen Tagen gab er den Damen ein ländliches Fest in seinem Hause. Die Gräfinn veranlaßte Leonoren, die ganze Besitzung, Wohnhaus, Oekonomiegebäude und Gärten zu durchwandern. Man fand alles sehr hübsch und nett eingerichtet, und Leonore, welcher dergleichen Dinge ganz neu waren, ließ oft ihre Freude und ihren Beifall laut werden.

Hold hielt für wirkliche Freude an der Land-

wirthſchaft, was bei der jungen Städterinn bloß Reiz der Neuheit war. So bald er mit ſich und ſeiner Liebe allein war, trat der Wunſch, ſich mit Leonoren zu vereinigen, deutlich vor ſeine Seele. Er nahm ſich vor, die Sache während der Nacht noch einmal reiflich zu überlegen, und am andern Morgen einen feſten Entſchluß zu faſſen. Das heißt wol eben ſo viel, als: er nahm ſich vor, am andern Morgen um die Braut zu werben.

Es kam die Nacht über kein Schlaf in die Augen des Verliebten; er hätte Zeit gehabt, zu überlegen, auch dachte er gewiß an nichts anderes; allein ſtatt das für und wider bei der Sache durchzugehen, entwarf er ſchimäriſche Pläne für ſeine künftige Glückſeligkeit.

Er war gewiß, daß es ſeiner Geliebten nicht an Bildung fehlte; doch er wußte nicht, daß ſie nur oberflächlich war. Die häuslichen Tugenden, von denen ſie leider keine beſaß, liehe ihr ſeine Phantaſie. Was ihr an landwirthſchaftlichen Kenntniſſen mangelte, würde ſie ſich bald zu erwerben wiſſen, wenn ſie ſich entſchließen könnte, ihm ihre Hand zu geben. Er wußte, daß ſie arm war, und deshalb war ſie ihm um ſo lieber.

„Ich habe den festen Vorsatz, sie glücklich zu machen," sagte er sich; „und sie, das edle Mädchen, wird gewiß auch alles thun, um mein Glück zu befördern."

Voll ängstlicher Erwartung begab sich Herr von Hold zu den Damen; er trug ihnen seine Wünsche schüchtern vor; man legte ihm einige, leicht zu überwindende, Schwierigkeiten entgegen. In kurzem war er ein glücklicher Bräutigam, und bald darauf ein überseliger Gatte.

Die Flitterwochen vergingen bei den jungen Eheleuten schnell und flüchtig; allein wie die Zeit kam, daß Mann und Frau sich den Geschäften widmen sollten, da ward Leonore traurig und lässig. Ihr Mann mußte sie jetzt öfter allein lassen; denn er war gewohnt, seine Felder zu durchstreifen, um nach den Arbeitern zu sehen; sie sollte sich indessen in dem Garten und in der inneren Wirthschaft umsehen, das würde sie zerstreut und beschäftigt haben; allein sie that es nicht, sie brachte ganze Vormittage bei der Gräfinn zu, oder sah diese Dame bei sich. Leonorens Leute vernachlässigten die Wirthschaft, sobald sie sahen, daß die Hausfrau sich um nichts bekümmerte. Die Fehler wurden endlich so auffallend, daß sie dem

Herrn von Held nicht mehr entgehen konnten; doch schrieb er sie dem Mangel an Kenntnissen, nicht dem Mangel an gutem Willen, bei seiner jungen Frau zu; er sprach liebevoll und freundschaftlich mit ihr über die Sache; allein sie fand sich beleidigt, weinte, und machte ihm zärtliche Vorwürfe über seine geänderten Gesinnungen.

Die Gräfinn, welche eben hinzu kam, nahm Leonorens Parthei. Sie stellte dem jungen Mann mit vieler Beredsamkeit vor, daß er ein Landfräulein hätte wählen müssen, wenn er eine bloße Wirthschafterinn verlangt hätte.

Held wußte recht gut, was er hätte antworten können; allein man ließ ihn nicht zu Worte kommen. Die Gräfinn hielt sein Stillschweigen für halbe Ueberzeugung, und ging endlich so weit, ihm den Vorschlag zu thun: daß er sein Gut verpachten, und mit seiner Frau in die Stadt ziehen sollte.

Leonore begleitete diesen Vorschlag mit Liebkosungen und Thränen, die auf kein Felsenherz fielen.

So bald die Gräfinn diese Rührung bemerkte, nahm sie das Wort, und sagte: „Ja, in die Residenz, an den Hof gehört Ihre Frau, da wird sie Ihnen Ehre machen; ihre ganze Bildung zweckt da-

hin ab, dort zu glänzen.“ — Auch Sie, mein lieber Hold, werden Sich bald in diesen Ton finden; Ihre Frau kann Sie unterrichten und einführen.

So schlau die Gräfinn war, so hatte sie doch die Wirkung nicht berechnet, die diese Reden auf einen gutmüthigen, aber dabei festen, jungen Mann machen mußten. Es fiel dem Herrn von Hold wie Schuppen von den Augen; er merkte jetzt, daß man ihn mißbrauchen wollte; allein er nahm sich zusammen.

„Der Schritt ist zu wichtig, als daß ich ihn so schnell thun dürfte; ich muß die Sache überlegen.“

Hiermit verließ er die Damen, und ritt ins Freie.

Die beiden Frauen ließen ihn ungern fort; allein sie wagten doch nicht, nach dieser Erklärung, jetzt noch weiter in ihn zu dringen.

Leonore schwebte zwischen Furcht und Hoffnung; allein die Gräfinn sprach ihr Muth ein, und behauptete, der liebende Gatte würde nachgeben. Der liebende Gatte gab aber nicht nach, er kam erst spät nach Hause, als die Gräfinn schon weggefahren war, und er-

klärte Leonoren bestimmt, daß er nie in die Stadt ziehen würde.

„Ich habe alles wohl erwogen," sagte er mit freundlichem Gruß, „allein mein Vater wurde durch einen ähnlichen Schritt so unglücklich, daß ich unmöglich mein jetziges Glück auf dieses gefährliche Spiel setzen darf."

Die junge Frau weinte, schmollte, bat, versprach, allein alles war umsonst.

„Es wurde mir nicht leicht, liebes Weib, einen Entschluß zu fassen, der Dir weh thun muß; allein jetzt ist er unerschütterlich fest. Nichts auf der Welt kann mich davon zurück bringen; also quäle Dich und mich nicht länger, wenn Du mich wirklich liebst."

Leonore, die nichts Heftiges in ihrem Charakter hatte, schwieg, sobald sie sah, daß sie mit Bitten und Thränen nichts ausrichten konnte; am andern Morgen aber klagte sie traurig der Gräfinn ihre Noth. Ja, sie warf dieser Dame gewissermaßen vor, daß sie sie zu einem Schritt verleitet hätte, der sie auf immer unglücklich gemacht habe.

Die Gräfinn, welche sich auch kein größeres Unglück denken konnte, als auf immer aus der Re-

ſidenz verbannt zu ſeyn, hatte herzliches Mitleid mit der jungen Frau; ſie verſprach ihr, noch einmal mit ihrem Mann allein über die Sache zu ſprechen. Leonore dankte ihr zwar, allein ſie erwartete wenig von dieſem Verſuch.

Die Gräfinn ließ einige Tage hingehen, ohne daß ſie einen neuen Verſuch wagte. Die junge Frau war während dieſer Zeit in Traurigkeit verſunken. Sie wurde blaß und elend, und ſchien einer Krankheit nahe. Hold hätte vor Kummer vergehen mögen; allein er fühlte, daß er am Scheidewege ſtand. Gab er jetzt nach, ſo war ſeine häusliche Glückſeligkeit auf immer verloren; nur dieſe Ueberzeugung konnte ihn halten, wenn der Jammerblick ſeiner Frau um Gewährung ihrer Wünſche flehte.

Als die Gräfinn wieder zu Holds kam, entging ihr die weichere Stimmung des Mannes nicht; ſie glaubte, jetzt ſei es Zeit, noch einen Verſuch zu wagen, und ſobald ſie mit ihm allein war, fing ſie auf's neue an, ihre Gründe vorzubringen.

Von Leonoren wäre ihm der Angriff gefährlicher geweſen; allein die Gräfinn fertigte er höflich, doch mit männlicher Feſtigkeit ab.

Wie die beiden Damen endlich überzeugt waren,

daß ſie nicht weiter kommen würden, rückten ſie mit einem andern Vorſchlag heraus.

„Ich ſehe mich genöthigt, künftiges Jahr eine Badereiſe zu machen," ſagte die Gräfinn, wie von ungefähr; „da werden Sie doch Ihrer Frau erlauben, daß ſie mich begleiten darf, lieber Hold?"

„Das nicht allein, meine gnädige Gräfinn," ſagte Hold verbindlich, „ich habe mir ſogar ſelbſt ſchon vorgenommen, meine Frau dahin zu führen, im Fall ſie ſich unſerer Wirthſchaft ſolchergeſtalt annimmt, daß wir das Geld zu einer Badereiſe erübrigen können."

Leonore hörte kaum die letzten Worte; denn ihre Freude über die erſten war zu groß, als daß ſie noch auf ſonſt etwas hätte denken können.

So lange die Gräfinn noch in der Gegend war, ging es ſo, ſo, mit Leonorens Wirthſchaft; ſobald aber dieſe Dame abgereiſt war, mahlte Hold ſeiner jungen Frau auf's neue den Lohn für ihre erfüllten häuslichen Pflichten mit ſo glänzenden Farben, daß ſie ſich alle Mühe gab, ihn zu erhalten.

Leonore ſparte, wo es ſich thun ließ, ja auch oft, wo es ſich eigentlich nicht thun ließ, doch Hold ließ ſie gewähren. Er war froh, zu wiſſen, daß ſie

wirthschaftlich seyn konnte, sobald sie wollte, und hoffte, sie würde endlich aus Gewohnheit thun, was sie nicht aus Neigung that.

Das Frühjahr kam, und Leonore sah sich endlich dem lang ersehnten Ziel ihrer Wünsche nahe. Sie überreichte ihrem Gatten das ersparte Geld, man schrieb der Gräfinn, und diese holte zur gehörigen Zeit Herrn und Frau von Hold in ihrem Reisewagen ab.

Niemand war glücklicher, als Leonore, sie sollte sich einmal wieder in der großen Welt sehen; sie hoffte, wie ehemals dort zu glänzen, auch wol einige Eroberungen zu machen. Auch Herr von Hold war herzlich froh, seine Frau einmal wieder recht vergnügt zu sehen.

Der junge Mann hatte zwar längst eingesehen, daß seine Gattinn nicht die guten Eigenschaften besaß, die seine Liebe ihr beigelegt hatte; allein er liebte die hübsche junge Frau noch immer mit vieler Zärtlichkeit; denn Sie hatte von der Natur, und durch ihre Erziehung, etwas gefälliges, einschmeichelndes bekommen, das viele andere Fehler bedeckte. Sie war gut, aber im höchsten Grad leichtsinnig;

doch eine sehr sorgfältige, gründliche Erziehung hätte sie zu einem vorzüglichen Geschöpf machen können.

Leonore war in den ersten Tagen ihres Aufenthalts im Bade äußerst glücklich; doch leider blieb auch hier ihre Freude nicht ungetrübt.

Unsere Reisenden hatten sich kaum einige Tage an der Quelle der Gesundheit und des Vergnügens belustigt, als die schöne Welt von allen Seiten zuströmte. Das Bad wurde in diesem Jahre außerordentlich glänzend, die Damen machten ungeheuern Aufwand in Kleidern, sogar die prächtige Garderobe der Gräfinn mußte vermehrt werden, wenn sie es den übrigen Damen ihres Ranges gleich thun wollte.

Daß Frau von Hold hier sehr zurück stand, kann man sich denken; ihr Mann hatte ihr zwar die Kasse gelassen, und versprochen, sie in nichts einzuschränken, nur sagte er ihr, länger als unser Geld, kann unser Aufenthalt nicht dauern; es hängt nun ganz von Die ab, ihn zu verlängern, oder zu verkürzen.

Die eitele junge Frau wurde bald veranlaßt, auf die Verschönerung ihrer Garderobe weit mehr zu wenden, als sie bestreiten konnte. Ihre Baarschaft war schon ziemlich geschmolzen, als man ihr

den Vorschlag that, Theil an einem glänzenden Aufzug zu nehmen, der einer liebenswürdigen fremden Fürstinn zu Ehren veranstaltet werden sollte. Sie machte sich ohne weitere Ueberlegung anheischig, dabei zu seyn. Sie nahm, wie die Uebrigen, bei mehreren Kaufleuten alles aus, was zu dem glänzenden Anzuge nöthig war, und hatte, gleich den Uebrigen, in diesem Augenblicke unmöglich Zeit, an die Kleinigkeit des Bezahlens zu denken.

Ihr gewählter Anzug kleidete sie sehr gut. Ein knapp anschließendes Gewand von weißer Seide, mit breiten Silberfransen besetzt, hob ihren feinen Wuchs. Unter einem langen, bis auf den Boden hinab hängenden, mit silbernen Sternen durchwirkten Schleier, der gleichfalls mit breiten Silberfransen besetzt war, nahm sich ihr in Locken herunterhängendes kastanienbraunes Haar sehr gut aus. Ein reich gestickter Gürtel bezeichnete die feine Taille, und ein, auf gleiche Art gesticktes, Diadem vollendete den ganzen Anzug.

Held hatte nur oberflächlich von der Sache gehört, und sah das Ganze nicht eher, bis seine Frau angezogen war. Jetzt fand er sie wirklich zu hübsch, als daß ihm einige Scrupel dabei hätten einfallen sollen.

sollen. Stolz führte er seine Frau zu dem Fest und freute sich einige Zeit über den Beifall, den sie erhielt; bis endlich seine Eifersucht geweckt wurde.

Der junge Graf, welcher ehemals Leonoren geliebt hatte, befand sich im Gefolge der Fürstinn. Er erblickte sie hier sogleich, und fand sie schöner, als jemals. So bald er konnte, näherte er sich ihr mit aller Kühnheit eines jungen Weltmanns, und schwur ihr, daß er sie noch nie so schön gesehen hätte.

Die Bekanntschaft wurde bald erneuert; denn er war nicht mehr der schüchterne, nur Liebe suchende Jüngling, der es nicht gewagt haben würde, der Frau eines Andern von Liebe vorzusagen. Leonore hatte ihm den Glauben an die Reinheit des weiblichen Charakters schon ziemlich benommen, er bedurfte jetzt nur noch die Bekanntschaft einiger vollkommenen Weltdamen, um den Glauben an weibliche Tugend ganz zu verlieren. Hieran fehlt es einem Mann leider nie, wenn er reiset, um die große Welt zu sehen; nicht, als wäre alle Tugend wirklich aus der großen Welt verbannt; nein, nur die zarte Weiblichkeit, der Jugend schönster Reiz, verliert sich im höheren Leben nur zu leicht, und wenn dieser schöne weibliche Schmuck einmal dahin

ist, dann steht die Tugend selbst an einem gefährlichen Abgrunde.

Der Graf fand Leonoren schöner als jemals; er war ihr nie so liebenswürdig erschienen. Sobald sie seine wiederkehrende Liebe zu bemerken glaubte, stieg der Gedanke in ihr auf: sie hätte wol noch ein glänzendes Glück an seiner Seite machen können, wäre sie jetzt nicht verheirathet. Dieser Eindruck würde leicht verflogen seyn; denn sie war ihrem Gatten, der sie stets liebevoll behandelte, wirklich gut, hätte nicht ein verdrüßlicher Zufall ihr ihre beschränkte Lage recht fühlbar gemacht.

Mehrere von den Kaufleuten, die den Putz der Damen zu dem Feste besorgt hatten, wollten das Bad gleich verlassen, und mußten also zuvor bezahlt seyn. Leonore war nicht die einzige, die hiedurch in große Verlegenheit gerieth. Zwar reichte ihr Geld-Vorrath noch hin, diese Schuld zu bezahlen; allein es blieb ihr kaum so viel übrig, als sie auf zwei oder drei Tage für ihre gewöhnlichen Ausgaben bedurfte. Sie war in der äußersten Verlegenheit, und hatte Mühe, ihre Betrübniß zu verbergen, als ihre Freundinn, die Gräfinn, mit dem

jungen Grafen hereintrat, sie zu einem Spatziergange abzuholen.

Unglücklicherweise fiel es der Gräfinn ein, in die Boutiquen zu gehen, wo die Damen noch ihren übrigen Ballputz schuldig waren; sie frug hier nach ihrer Rechnung, die sie zum Zeitvertreib gleich bezahlen wollte.

Ganz nachläßig sagte sie: machen Sie doch auch die Rechnung der Frau von Hold, sie wird Sie auch bezahlen.

Mit Schrecken sah Leonore, daß die Rechnung ihre ganze, noch bei sich habende, Baarschaft überstieg; in großer Verlegenheit sagte sie: sie würde das Geld schicken, weil sie nichts bei sich hätte.

Der Graf, welcher aus ihrer Verlegenheit bemerkte, daß wirklicher Geldmangel sie vom Bezahlen abhielt, erbot sich auf die verbindlichste Weise, sie auszulösen. Leonore hätte das Geld zwar lieber von der Gräfinn erborgt, allein diese hatte nicht mehr bei sich, als sie selbst brauchte. Sie mußte dem Grafen schuldig werden, und wußte nicht, wovon sie bezahlen sollte.

Schon war sie im Begriff, ihrem Mann alles zu entdecken, als sie diesen, bei ihrer Zuhausekunft,

völlig reiſefertig zu einer Luſtparthie auf einige Tage fand. Mehrere Herren, mit denen er reiſen wollte, waren gegenwärtig, folglich konnte ſie ihm nichts ſagen. Er nahm zärtlichen Abſchied von ihr, und ließ ſie in ſtummer Verzweiflung zurück.

Eine junge, leichtſinnige Bekannte Leonorens, die auch nicht reich war, fand ſie in dieſem Zuſtande. Sie erzählte ihr mit Lachen, daß ſie eben das Glück gehabt habe, alles Geld wieder zu gewinnen, was das Feſt ihr gekoſtet hätte.

„Sie können nicht glauben, liebe Held, wie glücklich mich das macht; mein Mann iſt ein guter Wirth, von ihm hätte ich das Geld ſchwerlich herausbekommen.“

Dieſe Offenheit weckte Leonorens Vertrauen, ſie entdeckte der Dame, in welcher Verlegenheit ſie ſelbſt ſich befände.

„Sie müſſen ſpielen,“ erwiderte die Leichtſinnige darauf, „gewiß iſt Ihnen das Glück ſo günſtig als mir. Dieſen Abend nehme ich Sie mit an den Pharotiſch; denn ich will mein Glück ſelbſt weiter verſuchen, um nicht ſo ganz von den Launen meines geitzigen Mannes abzuhängen.“

Als Leonore wieder allein war, regte ſich zwar

einiger Widerwille gegen diesen Erwerbszweig in ihr; doch endlich fiel ihr ein, daß ihre Mutter sich mehrmals auf die nehmliche Art aus der Noth geholfen hatte, und so wurde es ihr leichter, einen Entschluß zu fassen.

Sobald der Abend kam, gingen die beiden jungen Frauen hin, ihren Vorsatz auszuführen. Leonore nahete mit Schüchternheit dem Tisch, zu dem sich ihre Begleiterinn schon dreust hindrängte. Anfänglich war das Glück beiden Damen günstig, Frau von Hold wollte schon aufhören, allein ihre Begleiterinn hielt sie zurück. „Jetzt ist der Augenblick, wo Sie Ihr Glück fest halten müssen," sagte sie ihr heimlich. Doch das launische Glück, das den Zwang nicht liebt, entfloh schneller, als es gekommen war.

Beide Damen sahen sich bald ganz von Gelde entblößt. Jetzt trat der Graf hervor, er hatte Leonoren nicht aus den Augen gelassen, und glaubte, dies sey der rechte Zeitpunkt, wo er sie sich noch mehr verbindlich machen könnte.

Zuerst bot er der andern Dame Geld an, er hielt sie für dreuster, als Leonoren. Sie nahm sein Anerbieten ohne Bedenken an, und hiedurch wurde

es ihm leicht, ihre Gefährtinn zu dem nehmlichen Schritt zu bewegen.

Mit geliehenem Gelde, meinte der Graf, würden die Damen glücklicher seyn, allein sie waren es nicht. Die eigensinnige Göttinn schien ihnen auf immer den Rücken gewandt zu haben. Bis spät in die Nacht hinein blieb sich ihr Unglück gleich. Sie hatten schon 50 Louisd'or aus des Grafen Börse verspielt, als ein alter Herr, der ihnen lange zugesehen hatte, ihnen den klugen Rath ertheilte, für heute aufzuhören, und am folgenden Tage ihr Glück weiter zu versuchen.

Leonorens Unglücksgefährtinn beschied den Grafen auf den andern Tag zu sich, um ihre Schuld abzutragen. Die arme Hold that ein gleiches, obschon sie nicht wußte, wovon sie ihn bezahlen sollte.

Der Graf antwortete galanterweise, die Erlaubniß, sie zu besuchen, würde er sich zu nutze machen; an die Bezahlung wäre aber nicht eher zu denken, bis sie das Geld wieder gewonnen hätten.

Nach einer durchwachten Nacht, in welcher Leonore tausend Mittel ersonnen, und wieder verworfen hatte, um Geld zu erhalten, machte sie endlich den Versuch, bei ihrer Freundinn, der Gräfinn zu

borgen, ob sie gleich wohl wußte, daß diese Dame sich nicht gern auf dergleichen Freundschaftsdienste einließ. Sie stellte ihr die dringende Verlegenheit vor, allein die erfahrene Frau lachte sie aus.

„Wie können Sie denken," sagte sie, „daß ein so galanter Mann, als der Graf, Sie mahnen wird."

„Schon seine Gegenwart wird mich an meine Schuld erinnern," erwiderte Leonore.

„Sie sprechen wie die Frau eines ökonomischen Landedelmanns," versetzte die Gräfinn spöttisch; „ich bin sicher, der junge Mann fühlt sich geschmeichelt, Ihr Schuldner zu seyn."

In dieser Voraussetzung hatte die Gräfinn Recht, so wie auch darin, daß Frau von Hold schon etwas von den Gesinnungen ihres Mannes angenommen hatte. Es war ihr drückend, Schulden zu haben. Der Graf legte in der That keinen großen Werth auf diese Gefälligkeit; allein sobald er Leonorens Stimmung bemerkte, faßte er den Entschluß, davon Nutzen zu ziehen.

Seine Liebe zu der schönen Frau war wieder erwacht; allein es war nicht mehr jene reine Liebe,

die er ehemals für das reizende Mädchen empfunden hatte. Seine Leidenschaft hatte, so wie seine Gefühle überhaupt, eine gröbere Natur angenommen.

Er wollte nicht leiden, daß Leonore der Schuld erwähne; allein durch sein feines Betragen erinnerte er sie nur zu sehr daran, daß sie gegen ihn Verbindlichkeiten hatte.

Leonore wagte nicht, ihn zurück zu weisen, ob sie gleich fühlte, sie dürfe sein Betragen nicht dulden. Sie mußte ihm versprechen, den Abend für ihn zu spielen, wenn sie nicht auf seine Kosten für sich selbst spielen wollte.

Schon glaubte sich der dreiste Liebhaber am Ziele seiner Wünsche, von dem er vielleicht auch nicht mehr fern gewesen wäre, hätte nicht Leonorens guter Genius ihren Gatten einen Tag früher, als er es glaubte, zurückgeführt.

Die junge Frau blieb nach des Grafen Abschiede in tiefe Gedanken versunken. Sie fühlte mehr, als sie sichs deutlich zu sagen vermochte, sie sei auf falschem Wege. Einmal kam ihr wol der Gedanke bei, ihrem Mann die ganze Sache zu entdecken;

dann aber fürchtete ſie ſeinen Zorn, ob ſie ihn gleich noch nie erfahren hatte; noch mehr aber hielt ſie die Furcht zurück, daß eine plötzliche Abreiſe die Folge dieſer Entdeckung ſeyn würde.

Die ganze Ueberlegung ging endlich dahinaus, daß ihr nichts weiter übrig bleibe, als den Vorſchlag des Grafen anzunehmen. Noch einmal erwachte ihr weiblicher Stolz, ſie brach in einen Strom von Thränen aus, daß es dahin mit ihr gekommen ſey.

In dieſer Stimmung wurde ſie von ihrem Gatten überraſcht; kaum hatte ſie Zeit, ihre Thränen zu trocknen, deren Spuren er noch auf ihren Wangen entdeckte.

Hold war kein ſchwacher, aber doch ein zärtlicher Ehemann; es that ihm weh, ſeine Frau ſo traurig zu finden. Er eilte liebevoll auf ſie zu, ſchloß ſie in ſeine Arme, und ſagte ihr, wie ſehr er ſich geſehnt hätte, ſie wieder zu ſehen. Dann ſprach er ihr von einer angenehmen Parthie, die er verabredet habe, auf den Fall, daß ſie Theil daran zu nehmen wünſchte. „Denn," ſagte er zärtlich, „ſchon geſtern fühlte ich, daß es mir ſchwer wird, recht

vergnügt zu seyn, wenn Du nicht meine Freude theilst. Heute aber," — setzte er hinzu, indem er die frisch herabrollenden Thränen von ihren Wangen küßte, — „fühle ich es deutlich, daß ich nur froh seyn kann, wenn ich Dich auch so sehe."

Verwirrt und beschämt stand die Frau vor ihm da, sie wußte nicht was sie antworten sollte. Er sah ihre Verlegenheit, ohne die Ursach davon zu kennen; schonend wollte er nicht weiter in sie dringen, sondern kam gleich wieder auf die verabredete Parthie zurück; er bat sie endlich, mit ihm zu überrechnen, ob sie aus ihrem Geldvorrath diese Ausgabe noch bestreiten könnten.

Jetzt glaubte Leonore sich zu Grunde gerichtet. O, Gott! o, Gott! rief sie, indem sie rücklings auf ihren Stuhl sank. „Ich bin verloren!"

„Liebes Weib, was fehlt Dir?" rief der Mann bestürzt aus, „habe ich etwas gethan, das Dich erschrecken oder beleidigen kann? Glaubst Du, ich setze Mißtrauen in Dich? Rechne Du allein, ich kenne Dich als gute Wirthinn, ich vertraue Dir ganz."

„Du spottest meiner," rief Leonore noch verle-

gener, „Du weißt, daß ich Alles verſchwendet habe — daß ich Schulden gemacht habe. Du verachteſt mich! — Du kannſt mich nicht mehr lieben.“ — So ging es eine geitlang fort, ehe der äußerſt beſtürzte Gotte ſie unterbrechen konnte.

Als er endlich wieder Worte fand, drang er auf eine Erklärung, und Leonoren blieb nichts weiter übrig, als ihm, mit vor Schaam glühendem Antlitz, Alles zu entdecken.

Er erſchrak vor dem Abgrunde, an welchem er ſeine Frau ſah. „Iſt das Alles, iſt das gewiß Alles?“ ſagte er ängſtlich forſchend.

„Ja, bei Gott, es iſt Alles!“ rief Leonore mit erleichtertem Herzen. — „Aber kannſt Du mir verzeihen?“ ſetzte ſie bittend hinzu. „Mein ganzes künftiges Leben ſoll dahin abzwecken, dieſen Fehler zu verbeſſern.“

„Ja, ich verzeihe Dir,“ ſagte Hr. von Held nach einigem Nachdenken, indem er ſeine Frau zärtlich in die Arme ſchloß, „nur müſſen wir darauf denken, Deinen Fehler ſo ſchnell als möglich wieder

gut zu machen; ich übernehme Deine Schuld bei dem Grafen.“

„O, der Graf wird gern warten,“ fiel ihm Leonore ein. „Er hat mir mehr als einmal versichert, daß er das Geld gar nicht bedürfe, ja, daß er sich unendlich freue, mir gefällig gewesen zu seyn.“

Jetzt konnte sich Held nicht länger halten, er zeigte ihr deutlich, an welchem Abgrunde sie stehe. „Der Graf verlangte sein Geld nicht zurück! rief er aus; er verlangte Deine und meine Ehre; er wollte Dich zu Grunde richten, armes Weib, und dann der Verachteten spotten! — Dies war das Schicksal meiner Mutter. Die Ehe meiner Eltern wurde durch einen ähnlichen Verführer äußerst unglücklich, deshalb nahm mir mein Vater das Versprechen ab: nie mit meiner Gattinn am Hofe zu leben. Ach, ich überlegte nicht, daß dieser Aufenthalt des Vergnügens Dir eben so gefährlich werden könne.“

„Verzeihe, liebes Weib, daß ich Dich der Gefahr aussetzte, ohne Dir immer zur Seite zu stehn, und laß uns eilen, einen Ort zu verlassen, der unserer Ruhe so gefährlich zu werden drohte.“

Sehr zufrieden mit dem sanften Betragen ihres Mannes, willigte Leonore in Alles. Held eilte, das Geld aufzubringen; seine Interessen waren ihm zu hoch, um dieses Kapital schnell als möglich abzutragen.

Leonore mußte den Grafen selbst bezahlen, sie dankte ihm sehr kalt für die Gefälligkeit. Er wollte wieder in den vorigen vertrauten Ton eingehn; allein sie zog sich mit Würde zurück, und hielt ihn dadurch in den Schranken der Ehrerbietung.

Als Leonore von der Gräfinn Abschied nahm, versuchte diese Dame, über die Härte ihres Mannes zu reden; sie tadelte sein ungalantes Benehmen, allein die junge Frau nahm lebhaft seine Parthie.

„Der edle Held hat mich auf einmal von meinem Leichtsinne geheilt," sagte sie: „mein übriges Leben werde ich dazu anwenden, mich seiner Liebe werth zu machen." Die Gräfinn rümpfte die Nase, und nahm Abschied von ihrem ehemaligen Schützling. Sie fühlte, daß diese Frau ihrer Freundschaft nicht mehr werth sey. — — —

Leonore hielt Wort, ſie wurde in der Folge die beſte Gattinn und Mutter.

Hold hatte Urſach, ſeine Reiſe in ihren Folgen zu ſegnen, die um ein Haar ſein ganzes künftiges Glück zerſtört hätte.

Macht des Gewiſſens.

Man hat nicht nöthig, zur Magie der Dichtung ſeine Zuflucht zu nehmen, um die Schreckniſſe des Gewiſſens zu zeichnen, und die Befolgung ſeines warnenden Zurufs einzuſchärfen. Wer ſich nur einigermaßen im geſchäftigen Leben umgethan, und die Geheimniſſe der Familien belauſcht, wer beſonders Gelegenheit gehabt hat, die Annalen des menſchlichen Verbrechens zu ſtudiren, und ihm in ſeine geheimen Schlupfwinkel nachzugehen; dem werden Fälle vorgekommen ſeyn, welche bloß der Hand einer energiſchen Darſtellung bedürfen, um ſich an Eindruck und Belehrung über ähnliche Gemählde der Dichter zu erheben.

Uns ſchwebt eben jetzt ein ſolcher Fall vor, der ſich vor einigen Decennien in Franken zugetragen, deſſen Hauptperſonen wir ganz gut kennen, und

wovon wir die nähern Umstände zum Theil aus ihrem Munde erfahren haben.

Der Fall war dieser:

Ein junger Edelmann, F°, der sich, wie Shakespear sagt, mit verhängtem Zügel in den Genuß des Lebens gestürzt, und den viel geltenden Credit seines Vaters zu einer gewaltigen Schuldenlast gemißbraucht hatte, wurde — da alle glimpfliche Mittel nichts fruchten wollten, von seiner eignen Familie als Verschwender auf eine Festung gesetzt. — Nur die ersten paar Wochen saß er etwas streng; dann aber ward ihm ein mäßiger Unterhalt ausgesetzt, und er durfte seine Klause zu Zeiten verlassen, und in Begleitung eines Offiziers um die äußern Anlagen spazieren gehn.

Die Kur schlug an, und der hochaufbrausende Weltsohn, der bis jetzt immer im Sturme durchs Leben gesegelt war, fieng an, sehr taktfest am Gängelbande zu gehen, weislich mit seiner Zeit zu ökonomisiren, edlern Beschäftigungen Geschmack abzugewinnen, und in Wort und That männlichen Ernst zu zeigen. Nur nahm er allmählig ein so finsteres, drückendes und in sich gekehrtes Wesen an, daß ihn selbst die, welche sein voriges Weltleben nicht kann-

ten, deshalb beschrieen, und daß der Commandant um seine Gesundheit besorgt wurde.

Neben diesem F., und nur durch eine Dachwand abgesondert, saß ein Doctor der Rechte gleichfalls gefangen, den ein Minister in aller Stille hier untergebracht hatte, weil er in Verfolgung einiger Rechtsfälle Seiner Excellenz etwas zu nahe getreten war.

Diese beiden Herren, auf denen in den langen Winterabenden die Zeit mitunter etwas schwer lag, machten bald durch die Fenster Bekanntschaft; erzählten sich dies und das von ihrem Lebenswechsel, und verabredeten am Ende geheime Zusammenkünfte in F's Zimmer — der etwas mehr Freiheit hatte, und allenfalls mittelst seiner Person dem visitirenden Unteroffizier ein Auge zuhalten konnte.

Diese traulichen Zusammenkünfte gingen um schwer und flatten, und die Sympathie des Elendes, die bekanntlich ungleich mächtiger zieht, als des Glücks — brachte die beiden Arrestanten nach wenigen Sitzungen einander so nahe, als wären sie leibliche Brüder. Sie ergossen sich wechselsweise über ihr Schicksal, machten sich über die Weiberlaunen der launischen Fortuna lustig, sprachen sich

freier und heller und Herz; und Seele und Seele, und Brust und Brust rückten sich unvermerkt immer näher.

Eines Abends, da sie traulich bei einer Extraflasche saßen, und der Doctor seinen Freund eben mit einer schauerlichen Geschichte unterhielt, unterbrach ihn dieser und sagte: „Ich hatte mir immer gewünscht, daß mir auch einmal etwas dergleichen begegnen möchte, um meinem hinfälligen Glauben auf die Beine zu helfen: und man denke! die vorige Nacht zeigte sich wirklich so etwas. Ich hielt es bisher zurück, weil ich nicht rühmen könnte, daß ich mich sonderlich heroisch dabei benommen.“ Der Andere nahm die Sache für Spaß; F. aber fuhr mit plötzlichem Ernst fort.

„Ich lag im ersten tiefen Schlaf auf meinem Lager, als mich ein Klopfen vor meiner Thür plötzlich aufjagte. Erst glaubt' ich nicht anders, als daß du es seist, und rief dich bei'm Nahmen. Aber keine Antwort, und nur die schauerliche Pause der Mitternacht, daß ich jeden meiner Pulsschläge zählen konnte. — Wieder in dieser Pause pocht' es einmal scharf und nachdrücklich an meine Thür. — Ich saß aufgerichtet im Bette; fuhr bei dem Laut

heraus, ergriff die Lampe, und rief: „Wer draussen?“ — Aber keine Antwort, und nur der hohle Widerhall meiner eignen Stimme. — Jetzt nähert' ich mich der Thüre, in einer Hand die Lampe, in der andern mein Rohr, weil mir das Bild von einem losgekommenen Rasenden dunkel vorschwebte. Wie ich aber im Begriff bin zu öffnen, und die Hand nach dem Nachtriegel ausstrecke, klopft es zum drittenmal, mit einem langen stöhnenden Seufzer — der mir ein solches Entsetzen einjagte, daß ich mich wie von einer höhern Macht zurückgestoßen fühlte, die Lampe niedersetzte, und schauernd unters Bette floh. Bald darauf glaubt' ich den dumpfen Wandeltritt eines Scheidenden zu hören — fühlte mich plötzlich erleichtert, und sank in einen betäubenden Schlaf, der mich weit über meine gewöhnliche Zeit gefesselt hielt.“

Der gute galante Nachbar Advokat machte zu diesem Bericht ein sehr ungläubiges Gesicht; besorgte stark, der ganze Hergang sei von Anfang bis zu Ende nichts weiter, als ein — Traum; und weil Er Miene machte, es übel zu nehmen, und sich mit großem Ernst auf die Gesundheit seiner Sinne berief; so verabredete er mit ihm: Wenn sich in be-

vorstehender Nacht das Klopfen wieder hören lassen würde: so sollte er, ohne ein Da Capo abzuwarten, ungestumm aufbrechen, ihm ein Zeichen durch die Wand geben, und keck die Thüre öffnen, wo er ihn zuverlässig als Sekundanten finden würde."

F* ließ sichs gefallen; man gieng auf ein erheiterndes Gespräch über, schimpfte brav auf den Altenweiberglauben, leerte die Flasche, schämte sich ein wenig — und ging auseinander.

Nachbar M*, der bei seiner Meinung blieb, und seinen Freund durch Widerspruch nur nicht zu sehr reizen wollte, las noch eine Weile bei Licht, und hatte eben die Nachtlampe angesteckt, und sich dem ersten Schlummer übergeben, als er durch einen gräßlichen Schrei geweckt wurde. — Hülfe! scholls durch die Gewölbe; Hülfe! schlug es furchtbar an sein Ohr, und donnert' ihn aus dem Schlaf auf. — Er fuhr, wie er war, hinaus auf den Gang, und fand den Jüngling starr und wie entseelt am Boden liegen.

Weil die Gemächer der beiden Freunde tief unter dem Walle lagen, so hörte keine Wache den Schrei, und das Quartier blieb ruhig. M* trug also seinen ohnmächtigen Freund, ohne daß es eine

Seele merkte, durch die offene Thür in sein Bett zurück, versucht' es auf alle Art, ihn wieder zu sich zu bringen, und entschloß sich, da alle Versuche fruchtlos blieben, bei ihm die Nacht hindurch zu wachen. — Diese Nacht ward ihm zur Ewigkeit, und er zählte darin die martervollsten Momente seines Lebens. Auf einer Seite trieb ihn Freundschaft und Menschlichkeit, nach dem Arzte zu laufen, und Hülfe herbeizurufen; auf der andern hielt ihn die Besorgniß zurück, daß sein nächtlicher Verkehr mit F* dadurch ruchbar werden, oder wohl gar ein Geheimniß verrathen würde — was er zu ahnen begann, und wodurch die Lage seines unglücklichen Freundes nur verschlimmert werden konnte. — Das letztere Gefühl überwog, und gegen Morgen erhohlte sich F*.

Er freute sich sehr, daß kein Aufheben aus seinem Anfalle gemacht worden, nahm ein Glas Wein zum Frühstück, küßte den Doctor für seine freundschaftliche Hülfeleistung, und befriedigte dessen gespannte Erwartung durch folgenden Bericht.

„Als du mich gestern verlassen hattest, warf ich mir selbst meinen Kleinmuth vor, und beschloß fest:

wenn sich die Nacht wieder etwas hören lassen sollte, beim ersten Laut aufzubrechen, und die Thüre zu öffnen. Zu dem Ende warf ich mich halb angekleidet auf's Lager, setzte Nachtlicht und mein Vertheidigungs-Werkzeug zurecht, und versank allmählig — alle Fantome des Wahns und des Aberglaubens tief unter die Füße gerollt — in den ersten betäubenden Schlaf. . . Ich mochte ungefähr eine kleine Stunde geschlafen haben, als ich durch das befürchtete Pochen an meiner Thür, wie durch einen Donnerschlag, geweckt wurde. — Augenblicklich springe ich vom Lager auf, ergreife das Licht, und — ohne dir das verabredete Zeichen zu geben — öffne die Thüre. — Bruder, wie mahle ich dir das Entsetzen, was mich, beim ersten Hinausblick, wie Luft aus einem Eiskeller überlief, lähmte, vernichtete! Ich sah eine Mädchengestalt, mit Blutbesudeltem Hemde, blutender Brust — ein gemordetes Kind haltend auf den Armen. Geisterblässe lag auf ihrem Gesicht — einem Gesicht, das ich kannte. — Mit einem Blick, der mein Innerstes traf, winkte sie mir — deutend auf das Kind; und bewegte sich langsam schwebend hinweg. Wie ich den Fuß heben wollte, ihr zu fol-

gen, überfiel mich's auf's neue: ich rief dich um Hülfe, und stürzte bewußtlos zu Boden."

M* fing an, um den Kopf seines Freundes besorgt zu werden, und unterbrach ihn hier, um nicht durch weiteres Ausmalen des Gemäldes einen neuen Paroxismus zu veranlassen. „Ich glaube in der That, versetzte er, daß du nicht ganz gesund bist, und rathe dir, heute noch den Arzt rufen zu lassen."

F*. „Da kann kein Arzt helfen. Das Uebel sitzt im Herzen, dessen Tiefen noch keine Kunst erreicht, dessen Geheimnisse noch kein Auge erspäht hat! . . Aber höre weiter: denn ich will offen zu dir reden, wie vor Gott, und dir mein Inneres aufschlagen, wie ein Buch.

„Die Mädchengestalt, die ich erblickte, war meine erste Liebe — das Wesen auf Erden, was mich allein mit dieser mächtigsten aller Leidenschaften bekannt gemacht hat. Sie war eines Forstmeisters Tochter unweit dem Gute meines Vaters: wir waren zusammen aufgewachsen, und das süße Gefühl der Liebe überschlich uns, wie den Wanderer ein heller Morgen, eh' wir es selber gewahr wurden. Ihr Vater besuchte oft unser

Schloß, und brachte sie mit. Wir sahen, wir sprachen, mit herzten uns ungehindert; und, der Himmel verzeihe es unsern Eltern, daß sie uns in den herannahenden Jahren der Reife eben so wenig bewachten, als in der goldnen Kinderzeit. Was war bei der Schönheit des Mädchens natürlicher, als daß sich ein Liebesverständniß zwischen uns entspann, und zwar von durchaus romantischer Art — wobei folglich der Edelmann meinerseits völlig vergessen, nichts arges geahnet und auf die bündigste Ehe angetragen ward, die je ein zärtliches Paar hier unterm Monde vereint hat.

„Wenn man sich innig liebt, keine Erfahrung noch Obhut hat, sich reiner Absichten bewußt ist, und Altar und Priester im Prospekt steht — so stellt sich gar leicht Asmodi Lästerzunge ein, und spielt der Kirche ein häßliches Präventive. — Dieß war unser leidiger Fall. — Wir sprachen von nichts, als unsterblicher Liebe, von Engeltreue, Idyllenwelten, ländlicher Unabhängigkeit, Erhabenheit über Vorurtheile u. s. w. und siehe! mitten unter unsern Schwärmereien überfiel uns, wie der Wolf ein harmloses Lämmerpaar, die unselige That.

„Ich kannte die Gesinnungen meiner Familie

zu gut, um ihr nicht den Ernſt meines Verſtändniſſes zu verheimlichen; ich fürchtete meinen Vater zu ſehr, um mich ihm zu vertrauen, aber die geringſte Nachſicht von ihm zu hoffen. . . Was zu thun? — Wir erwachten zwar aus unſerm Taumel, wir erkannten unſer Verbrechen; aber die Folgen davon ſchwammen noch in dunkler Nebelferne vor uns: wir ſetzten unſre geheimen Zuſammenkünfte im verſchwiegenen Dunkel eines romantiſchen Wäldchens fort; wir überließen uns unbegrenzt den Wonnen der erſten Liebe, und dachten an alles eher, als die liebe Zukunft. — Aber ſie kam, trat auf mit ehernem Fußtritt, und zerſtampfte die zarte Saat unſers Glücks.

„Als ich eines Abends Marien meinen gewöhnlichen Beſuch machte, fiel ſie mir lautweinend an die Bruſt, entdeckte mir ihre nahe Entbindung, und beſchwur mich — falls ich durchaus an der Einwilligung meiner Eltern verzweifelte, einen kühnen Schritt zu thun, mich mit ihr an einem dritten Orte zu verbinden, und ſo lange bei ihr zu bleiben, bis die Sache unter den Eltern ausgemittelt ſein würde. — Ich fühlte das Gerechte dieſer Forderung; ich verſprach ihr, Anſtalten zu

treffen; ich setzte die folgende Nacht zur Ausführung fest; ich tröstete sie mit allen Schmeicheleien der Liebe, der untrennbarsten Anhänglichkeit. — Wir schieden, wie gewöhnlich, im Vollgefühl einer Liebe auseinander, welche durch den Gedanken an einen nahen Zeugen nur doppelte Kraft zu erhalten schien: und doch war ich der Rasende, der Verworfene, der seine heilige Zusage brach, und das gute Kind allen Schrecknissen der Verzweiflung, allen Folgen einer öffentlichen Entehrung hülflos überließ.

„Mein Vater ist ein hochfahrender, auf seine Ahnen versessener, von Vorurtheilen beherrschter — aber dabei biederer, feindeutscher und ehrliebender Mann, welchem Wortbrüchigkeit und Schurkerei wie der Tod verhaßt sind, und der sich lieber dem Teufel ergeben würde, als einer Niederträchtigkeit. Ich wußte gewiß, daß er in meine Verbindung mit einer Försterstochter nimmermehr willigen, aber ich wußte eben so gewiß, daß ihm mein Benehmen gegen ein so gutes, liebenswürdiges Mädchen, deren Familie er schätzte, und mein Verrath, schwarz wie der Orkus vorkommen würde.

„In dieser leidigen Alternative, die mich die

ganze folgende Nacht wie ein Fieber auf meinem Lager umherwarf, entschied ich am Ende für das gewöhnliche Mittel feiger Wüstlinge, die eine Familie prostituirt haben; das ist: ich lief davon. Noch in der Nacht packte ich meine Baarschaft zusammen, verfah mich — wie einer, welcher der einbrechenden Wasserfluth entrinnt, mit dem Unentbehrlichsten, und fuhr mit dem grauenden Morgen in Begleitung eines Bedienten davon. — Da mir das Bild der Unglücklichen, der Verzweifelnden, die ich liebte, auf dem Fuße folgte, und ich mich mit Gewalt von dem peinlichen Gefühl meiner That befreien wollte; so stürzt' ich mich, wie der von einem Raubthier verfolgte Wilde, mitten in die wirbelnden Strudel einer benachbarten Residenz. — Mein Name verschaffte mir überall Eingang und Kredit. Da gab es kein Spectakel, keinen Ball, kein Schauspiel, kein Gelag, wo ich nicht in kurzem eingeweiht und eingebürgert war. Bald trieb ich es so bunt, daß die wohllöbliche Polizei auf mich aufmerksam wurde, und meiner Schulden und Aufführung wegen an meinen Vater schrieb. — Diesem fiel ein Reis von der Brust, als er nur meine fortdauernde Existenz und

meinen Aufenthalt erfuhr. Er bezahlte mit Freuden meine Schulden, und traf die Vorkehrung, daß ich eines Abends mitten im Taumel eines jovialen Gelags beim Kopf genommen, und in aller Stille hierher befördert wurde. — Man gab mein wüstes Leben, und die Zugrunderichtung eines unschuldigen Mädchens, als Ursache meiner Verhaftung an; behandelte mich anfangs sehr strenge — ließ mich nach einiger Zeit etwas weiter am Faden fliegen, und unterstützte mich von Haus aus so weit, daß ich sogar meinen Mitgefangenen Gutes thun konnte.

„Sobald ich mich aus dem Wellengetöse einer betäubenden Zerstreuung in die Einsamkeit dieser stummen Berghöhe versetzt fand, erwachte die verklagende Stimme in meinem Innern wieder, und die Jammergestalt meiner Marie — die mir im Getümmel der Hauptstadt nur je und je wie ein zückender Blitz vorgeschwebt war, trat jetzt in ihrer ganzen Schrecklichkeit vor meine Seele — mit blutendem Finger deutend nach dem Rächer über den Wolken.

„Ich hatte gleich in den ersten Wochen meines Arrests aus dem Munde des Commandanten erfahren, daß Marie als Kindesmörderinn zum To-

de verurtheilt, und bloß in Rückſicht ihrer ehrenwerthen Familie, und auf die nachdrücklichſte Verwendung meines Vaters, auf Zeitlebens in ſtrenge Verwahrung gebracht worden war. — Dieſe Nachricht trug, wie du denken kannſt, nicht wenig bei, meinen traurigen Gemüthszuſtand zu verſchlimmern. Meine angebohrne Heiterkeit ſchwand allmählig, wie die Blume in der Mittagsgluth dahin; meine Laune erloſch, meine Thätigkeit und Regſamkeit erlahmte; meine Phantaſie ſah nur Grabgeſtalten und Schreckensſpantome; und wer mich in meinen frohen Tagen gekannt hatte, und hier wieder ſah; der glaubte, meinen abgeſchiedenen Geiſt zu erblicken.

„Dieß, mein Beſter, iſt der leichte Umriß meiner Geſchichte. Seitdem ich Dich fand, der mich allein noch an die Welt knüpft — iſt es zwar etwas beſſer mit mir geworden, aber nur, ſo lange ich Deines tröſtenden Umgangs genieße. Denn ſo wie ich allein bin, ſtürmen die Furien des Gewiſſens wieder auf mich ein, und es kann nicht lange mehr anſtehn, ſo werden ſie meinem verhaßten Leben ein Ende machen.“

Der Doctor verſchlang mit Ohr und Seele dieſen Bericht, und erkannte daraus, wie höchſt

mißlich es um seinen Freund stehe. Er sorgte dafür, daß er von nun an keinen Augenblick allein blieb; er sorgte für zweckmäßige Zerstreuung. Er bat sich eine Unterredung mit dem Commandanten aus. Er erzählte ihm, und dem einsichtsvollen Garnisonsarzte, alles, was er vernommen und selbst beobachtet hatte.

Der Commandant war ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher Karakter, welcher das Elend überall nach Kräften linderte, und in der Stille den unglücklichen Gefangenen so viel Gutes that, daß ihn keiner als Zuchtherrn fürchtete, alle als wohlthätigen Vater liebten und verehrten. — Dieser gab dem Doctor nun förmlich die Erlaubniß, beständig um den Jüngling zu bleiben, und gemeinschaftlich mit dem Arzte alles, kost' es was es wolle, aufzubieten, den Unglücklichen aus seiner Seelenzerrüttung zu reißen. Der Arzt blieb gleichfalls, so viel er nur immer konnte, bei dem Kranken; verordnete Diät, Behandlungsart, freie Luft, Zerstreuung, und wenige einfache Mittel, und versprach sich besonders den besten Erfolg davon: wenn man den Vater sobald möglich kommen ließe, und ihn selbst von der Nothwendigkeit überführte, seinen

Sohn

Sohn, wenn ihm dessen Leben lieb wäre, unverzüglich von der Festung zu nehmen, und durch andere Luft, andere Umgebungen, andere Bekannten; besonders aber durch allmählige Wiedererweckung seiner gewohnten Thätigkeit — aus dem Todbrohendenden Abgrunde zu reißen, dessen Raub er in wenigen Wochen werden zu wollen schien.

Durch diese klugen Vorkehrungen besserte es sich allmählig mit dem jungen Baron. Sein brütender Tiefsinn machte einer sanftern Schwermuth Platz; sein finsteres, menschenfeindliches Aussehn hellte sich sichtbar auf, und das Wölkchen Laune — ihm sonst so eigen, dämmerte wieder, von harmlosen Scherzreden geweckt, auf seiner sinnenden Stirne. Man ließ ihm keine Zeit mehr, gegen sein Inneres zu wüthen, und seine, durch so viel Theilnahme gerührte, Seele verklärte wieder sein Gramdurchfurchtes Gesicht. Wer ihn den Tag über beobachtete, der bemerkte wenig Spuren mehr von seiner innern Zerrüttung — außer etwa in einem tief verweilenden Blick, in momentanen Abwesenheiten, die ihn seiner Umgebungen auf Augenblicke vergessen ließen u. s. w. Bei Nacht dagegen, wo die äußern Sinne keine Zerstreuung mehr fanden,

und die Seele sich in sich selbst zurückzog — hielt die Sache schwerer. Da fuhr er oft plötzlich aus dem Schlummer, begann seine Fragen und heftigen Gebehrden wie oben; fuhr wie vom Donner geweckt empor, und wollte mit Gewalt aus dem Bette stürzen. Aber es waren Vorkehrungen getroffen, dies zu verhindern, und der Doctor wachte seines Freundes so sorgfältig, und befolgte die Vorschriften des Arztes so genau, daß der Anfall meistentheils harmlos vorüberging, nach und nach immer schwächer wurde, und endlich mehrere Nächte hintereinander ganz ausblieb.

Glaubte man ihn in seiner Genesung weiter fortgerückt, als man sollte; oder war der edelmüthige Doctor durch zu vieles Wachen erschöpft — kurz, eine Nacht, nachdem der Jüngling seinen Tag in ungewöhnlicher Heiterkeit zugebracht hatte, kehrte der Anfall mit fürchterlicher Heftigkeit zurück. — M* war auf einem Lehnstuhl neben dem Bette tief eingeschlafen, das Nachtlicht brannte; in allen anstoßenden Gemächern — Stille des Grabes. Mit eins richtet F* sich mit Heftigkeit vom Lager empor, und ruft, daß es wie Mordgeschrei durch die Gewölbe hallte: „Wer pocht?" — Der

Doctor, und noch ein anderer Wächter, fuhren schnell aus dem Schlafe, und suchten ihm zuvorzukommen. Aber er war schon aus dem Bette, hatte das Nachtlicht ergriffen, und wandelte langsam gegen die Thüre. Auf halbem Wege hört er zum zweitenmal pochen, den zweiten Schlag, steht still, und wiederholt mit Markeinschneidenden Tönen die Frage. — Die Vorschrift lautete: „Ihn wo möglich, und mit Anwendung gewaltsamer Handanlegung, im Bette zu halten; wäre er aber einmal auf den Beinen, ihn nicht aus dem Auge zu lassen, und ja um alles in der Welt nicht zu wecken.“ — Nach einer Pause schreitet er rasch auf die Thüre zu, und bemüht sich, sie zu öffnen. Man öffnet. — F* sieht wie oben, mit allen Zeichen des Entsetzens, die Leichengestalt des Mädchens, ein gemordetes Kind an ihrer blutenden Brust. Er spricht sie an mit berganstehendem Haar. — Sie winkt ihm — er folgt ihr durch den Kasemattengang, auf seinen Freund gestützt. Vor einer Thüre hält sie still — der Wächter öffnet, und F* erkennt mit Entsetzen seine Marie, die hier in leibhafter Wirklichkeit saß. — Sie stürzen sich laut rufend in die Arme — und F* kehrt plötzlich zu sich selbst zurück.

Diese Katastrophe war von dem denkenden Arzte voraus berechnet, und sie traf wunderbar zu. Was ein gemeines Auge für tödtlich gehalten hätte, das brachte hier Heilung aus dem Grunde hervor. Der Gegenstand seiner Seelenverwirrung ward dem Leidenden mitten im heftigsten Anfall vor das Auge gebracht, und siehe, das Schreckensphantom, was den Unglücklichen so lange gemartert hatte, schwand plötzlich, wie durch eine Zauberformel, aus seiner Seele. — Er fiel seiner Marie — dem ersten und letzten Gegenstand seiner ewigen Liebe, mit ausbrechenden Thränen in die Arme, und fragte: „Lebst Du noch? liebst Du mich noch? kannst Du mir verzeihen?"

Sie folgte ihm auf sein Zimmer. Sie pflegte sein, und unter ihren liebenden Händen rang sich seine Tugendkraft bald wieder aus ihrer Verirrung empor.

Es fand sich, daß sie ihr Kind todt gebohren, und sich nur in der Verzweiflung selbst als Mörderinn angegeben hatte, um einem Leben zu entfliehen, das ihr ohne Ihn Hölle war. Ihre Liebe zu Ihm hatte sie zu dem ersten und einzigen Fehltritt ihres Lebens verleitet: selbst im äußersten Elend verließ diese Liebe sie nie, und sie wäre mit einem Seufzer

für Ihn auf dem Blutgerüste gestorben. Wenn er ihr diese Liebe so schlecht lohnte, wenn er sie im Moment der Entscheidung verließ; so war dieß mehr jugendlicher Leichtsinn, Gedankenlosigkeit, Furcht vor der Welt und seiner Familie, als Herzlosigkeit, und Mangel an Gegenliebe. Nein, er vergaß ihrer nie — mitten im Wirbel seiner Zerstreuungen und Ausschweifungen nie: vielmehr ergab er sich diesen Zerstreuungen gerade in der Absicht, des drückenden Bewußtseyns seiner Schuld los zu werden; und sein trauriger Seelenzustand, sobald er sich auf der Festung allein fand, bewies zur Genüge, wie unauslöschlich ihr Andenken in seiner Seele eingegraben war.

Man hatte den Vater des Barons von den genommenen Maaßregeln unterrichtet, und ihn eingeladen, selbst zu kommen, um die letzte Hand an dessen Genesung zu legen. — Man hatte den Vater des Mädchens von dem ganzen Hergang unterrichtet, und gleichfalls zu dem Commandanten entboten. Sie kamen. — Der alte Landedelmann fand, wie wenig hier seine Wappenschilde an ihrer Stelle wären. Wollte er das Leben seines Sohnes nicht augenscheinlich auf's Spiel setzen, so mußte er hier der Gewalt der Natur und der Lie-

denschaft nachgeben, und zu einem Handel gute Miene machen, den er längst verloren gegeben hatte, und wo wenigstens das Leben noch frei ausging. Er kam mit dem biedern Vater des Mädchens, mit Zuziehung des Commandanten, und der beiden Freunde, überein: daß sein Sohn ohne Verzug von der Festung abziehen, seine Gesundheit auf dem Lande vollends herstellen; eine kleine Oekonomie im Bezirk des Forstmanns antreten; das Mädchen — wenn es sich durchaus nicht anders wollte thun lassen, in Gottes Namen ehelichen, und die Verwaltung seines Rittergutes seinem jüngern Bruder abtreten sollte. — Zu dem allen ließ er sich willig und bereit finden, und die Tragödie schloß — mit einem jovialen Abschiedsschmause in der Wohnung des Commandanten; mit der von allen gemeinschaftlich betriebenen Befreiung des Doctors; mit rascher Leibes- und Seelenbesserung des jungen Barons, und einer kernhaften und rüstigen Descendenz, welche der Familiendynastie des alten Edelmanns ungleich längere Dauer weissagte, als die altadelichen Sprößlinge des jüngern Bruders.

Der Weihnachtsabend.

Das Jahr 18 — — ging zu Ende, der Winter war ſchnell und gewaltig über uns gekommen. Die Freunde der ſchönen Natur ſahen trauernd auf die weißen Flächen hinaus; kaum vermochten ſie ſichs zu denken, daß ihnen hier, noch vor wenigen Monaten, der ſchönſte grüne, mit vielfarbigen Blumen durchwirkte, Teppich entgegen lachte.

Nicht eine Spur von den reizenden Kindern des Frühlings war mehr ſichtbar; alles lag unter den tiefſten Schnee vergraben; die ganze Natur verſtummte, die reizenden Bewohner der Lüfte hatten eine andere Heimath aufgeſucht oder ſich in verborgene Schlupfwinkel geflüchtet, um ſich vor der rauhen Witterung zu ſchützen. Nur der hungrige Raabe, deſſen ſchwarzes Gefieder grell gegen die Weiße des Schnees abſtach, ſuchte gierig nach

ſeiner Nahrung auf der kalten Fläche, wo mancher kleinere, vor Kälte halb erſtarrte, Luftbewohner ſeiner Gefräßigkeit zu Theil wurde.

Trauernd und ſehnſuchtsvoll wenden wir uns von dieſem kalten, die Sinne erſtarrenden, Schauſpiel hinweg, das vielleicht für manchen auch nicht ohne Reize iſt. Nur in den Städten muß man jetzt verweilen, um die Annehmlichkeiten des Winters nicht ganz zu verkennen.

Hier mehren ſich die Vergnügungen. Muſik, Tanz und Schauſpiel nehmen wieder ihren Anfang. Die ſchöne Welt, die im Frühling und Sommer, vielleicht oft unwillkührlich, durch die Macht der reizenden Natur mit ſanfter Gewalt angezogen wurde, glänzt jetzt wieder in ihrer eigentlichen Sphäre. Die vornehmeren Cirkel, welche aus Nacht Tag zu machen gewohnt ſind, empfinden nicht das Drückende der kurzen, finſtern Tage.

Doch es giebt in dieſer Zeit noch andere Freuden, welche auch die weichen, gefühlvollen Herzen nicht ganz leer laſſen. Das herannahende Weihnachtsfeſt beſchäftigt lange zuvor Alter und Jugend. Jedes gefühlvolle Herz findet irgend einen Gegenſtand, dem es in dieſer Zeit, (auf deren Freuden

die Kinder ein ausschließendes Recht haben), einen kleinen Beweis von Liebe und Wohlwollen geben kann.

Möge doch nie dieser frohe Gebrauch unter uns aufhören! Hoffentlich wird er es nicht; denn der gröſsere Theil der Menschen ist auf kleinere Freuden beschränkt und wird stets Sinn genug behalten, sich diese nicht rauben zu lassen. Sollten auch die höheren Stände, die für Freuden dieser Art nicht den Sinn haben können, unsern ehemaligen Nachbarn, jetzt Mitbewohnern Deutschlands, auch in diesem Stück nachahmen und sich solche kleine Genüsse ganz versagen, so wird doch der mittlere und gerlage Stand, auch in diesem Stücke, ganz Deutsch bleiben. Ja, wer weiß, ob nicht mancher Franzmann, wenn es ihm einst vergönnt wird, zu Weib und Kind zurück zu kehren, die Deutsche Sitte mit in sein Vaterland hinüber bringt?

In X, einem — — — schen Grenzstädtchen, war seit der Mitte des Decembers fast jedes Haus mit den Zubereitungen auf das Weihnachtsfest beschäftigt. Die Krämer hatten längst für Nürnberger Spielwaaren gesorgt, die Drechsler des

Orts lauerten um die Läden herum und ahmten nach, was sie zu Gesicht bekommen konnten. Wenn es ihnen auch nicht gelang, die Vollkommenheit ihrer Vorbilder zu erreichen, so reizten sie doch die lüsternen Augen der Jugend und befriedigten die Classe von Menschen, die nicht reich genug ist, um dem theuren Ausländischen den Vorzug zu geben.

Schneider und Schuster arbeiteten Tag und Nacht, um die bestellten Geschenke ihrer Kunden fertig zu bekommen, auch die Tischler, ja fast alle Handwerker wurden in Bewegung gesetzt. Schon sahe man auf dem Markte von X Buden, die mit Puppen und schön vergoldeten Spielsachen prangten; auch fehlte es nicht an Pfefferkuchen und zierlich geformten Conditorwaaren.

Die Jugend von X verfehlte nicht, diesen Schauplatz ihrer künftigen Freuden zu besuchen. Jedesmal, wenn sie aus der Schule kamen, suchten sie so lange als möglich den Vorschmack ihrer Weihnachtsfreuden zu genießen. Sie blieben sämmtlich bei jeder Bude stehn, die etwas Anziehendes für sie hatte, faßten sich Alles recht ins Gedächtniß und erzählten dann zu Hause, nicht ohne kleine Nebenabsichten, was sie gesehn hatten.

Unter der Zahl dieser frohen kleinen Menschen befanden sich auch die Kinder der verwittweten Rentmeisterinn Ermann, der zehnjährige Carl und die achtjährige Caroline.

Noch im vorigen Jahre, als der Vater lebte, durften sie sich unter die glücklichsten Kinder von X zählen. Zwar wurden sie nicht übermäßig beschenkt, um sie nicht zu früh für kleinere Freuden abzustumpfen; allein es war ihren Eltern immer gelungen, ihre Wünsche zu befriedigen, die sie klug zu leiten wußten. Seither hatten sie nun wol von der betrübten Mutter oft genug gehört, daß das Fest in diesem Jahre auch für sie traurig ausfallen würde; allein die kleinen gutmüthigen Geschöpfe waren noch zu unerfahren, als daß sie sich einen richtigen Begriff von ihrer veränderten Lage machen konnten. Zudem sprach ihnen auch ihre ältere Schwester Elise und deren Freund, der junge Woldemar, Muth ein.

Elise, ein schönes junges Mädchen von achtzehn Jahren, theilte den Kummer ihrer Mutter nicht allein; sie empfand ihn als den ihrigen. Jene hatte den liebenden Gatten, diese den zärtlichen Vater verloren; allein der Vater hatte ihr und ih-

rem Freund auf seinem Todbette die Mutter empfohlen, und beide hielten sich hierdurch doppelt verpflichtet, Kraft und Stütze der Leidenden zu sein.

Elise hatte bei dem Tode ihres Vaters unaussprechlich gelitten; nur eine glückliche Liebe gab ihr Muth, die Schläge des Schicksals mit Fassung zu tragen. Woldemars Liebe war ihr gewiß, und so konnte kein Unglück sie niederdrücken. Sie hatte nicht allein Kraft für sich, sie hatte auch Kraft für Andere. Ohne die starke, doch gefühlvolle, Tochter wäre die Mutter längst in in ihrem Gram versunken.

Zwar bedurften die Liebenden nicht allein Muth für die trauernde Mutter, sie bedurften auch Muth für sich selbst.

Bei Lebzeiten des Vaters war dem jungen Woldemar eine Rentbeamten-Stelle versprochen worden; in der Residenz, wo der Rentmeister seiner Rechtschaffenheit wegen sehr gut stand, machte man keine Schwierigkeiten. Die Stelle schien ihm gewiß zu seyn, und in diesem Falle war auf das jetzige Weihnachtsfest die Verbindung der jungen Leute bestimmt; kaum war der Rentmeister aber gestorben, so machte man Schwierigkeiten. Wol-

demar glaubte, sie alle beseitigt zu haben, und seine und Elisens Hoffnung wuchs, je näher sie dem Weihnachtsfeste kamen.

Nur eine Schwierigkeit war geblieben: der junge Mann sollte Caution machen. Weder er noch Elise hatte das geringste im Vermögen; allein Woldemar hatte einen reichen Vetter, auf welchen er seine ganze Hoffnung setzte, und jetzt war er verreist. Doch sollte er in diesen Tagen zurückkehren.

Die jungen Leute glaubten, nach der Zurückkunft dieses Mannes werde ihren Wünschen nichts mehr im Wege stehn; allein die Mutter schüttelte oft den Kopf. Sie wußte, daß der reiche Mann, Woldemars ehemaliger Vormund, seinen eigenen Vortheil stets dem Nutzen des jungen Mannes vorgezogen hatte. Nie war er dahin zu bringen gewesen, seine Vormundschafts-Rechnungen abzulegen; der edeldenkende Woldemar glaubte, es sei aus Schonung, weil sein Studiren und Reisen sein Vermögen übersteigen habe; allein er glaubte das nur allein. Der eigennützige Sormann war einer solchen Großmuth unfähig.

Elise, die auf große Weihnachtsfreuden hoff-

te, wünschte ihren kleineren Geschwistern gleichfalls Freuden zu bereiten. Hiezu bedurfte es, wie sie wußte, etwas in die Sinne Fallenden. Die spärlich zugemessene Pension der Mutter erlaubte nicht, bei dieser Gelegenheit Aufwand zu machen. Dieses klug bedenkend, hatte das fleißige, geschickte Mädchen lange vor Weihnachten mit Sticken und andern weiblichen Arbeiten etwas zu erwerben gesucht. Die Tochter des Herrn Sormann, mit der sie bekannt war, verschaffte ihr Gelegenheit, ihre Arbeiten bei ihrem Vater, der Kaufmann war, abzusetzen.

Im schwarzen Ueberrock, Sammthut von gleicher Farbe, mit Pelzschuhen und Handschuhen, den Arbeitsbeutel in der Hand, worin sich ihr kleiner Schatz befand, trat sie in das Zimmer der Mutter, um von ihr noch einige Aufträge zu empfangen; allein wie war sie bestürzt, als sie die gute Mutter mit einem französischen Unteroffizier im Gespräch fand, der ein Einquartierungs-Billet auf ihre Wohnung vorzeigte.

Das kleine Städtchen X** hatte schon so viel Einquartierung, daß kein Hausbesitzer seit davon geblieben war. Es kamen jetzt noch einige Trup-

ren

gen hinzu, die mehrere Tagen liegen bleiben sollten. Jedermann, auch der zur Miethe Wohnende, mußte die Last tragen helfen und so fiel sie denn auch mit auf die arme Wittwe Ermann, welche sie doppelt fühlte, da sie in diesen Tagen, wo die Pension noch nicht ausgezahlt war, kaum für ihre Familie zu leben hatte.

Die muntere Elise erholte sich bald von ihrem Schrecken; sie redete der Mutter zu, sich in ein Uebel zu ergeben, das sie nicht ändern könnten und das sie nicht allein trügen; schob ihr erworbenes Geld, dem sie eine frohere Bestimmung gegeben hatte, der bekümmerten Mutter hin und bat sie, davon die Bewirthung des unerwartem Gastes zu bestreiten. Dann eilte sie, das Zimmer ihres Vaters zum Empfang dieses Gastes bereit zu machen.

Sobald die Tochter hinausgegangen war, weinte die Mutter Thränen der Rührung über die gute Art, mit der Elise das kleine Opfer brachte.

Der Soldat, der die Thränen sahe, ohne die Ursach derselben zu kennen, nahete sich treuherzig der guten Wittwe und sagte im Elsasser Dialekt, (bisher hatte er französisch gesprochen,) „es thut mir

„unendlich leid, Madam, daß ich Sie betrüben „muß; es iſt nicht meine Schuld und ich bitte Sie „dringend, mir ſo wenig Umſtände als möglich „zu machen.“

Frau Ermann blickte freundlich zu dem fremden Manne auf; ſeine Worte hatten ſie gerührt, noch mehr aber fühlte ſie ſich von ſeiner fremden Ausſprache hingeriſſen.

Der guten Frau war dieſer Dialekt nicht fremd; es war der Dialekt ihres Vaterlandes, der in ihre Ohren drang; ſie ſelbſt war eine Elſaſſerinn. Zwar hatte ſie dieſes Land ſchon früh verlaſſen, ja man hörte kaum noch an wenigen fremdartigen Ausdrücken, daß ſie nicht in X** geboren war; allein ihrem Ohr war dieſer Ton nicht fremd geworden und auch in ihrem Herzen ſprach er an. Es wurden in dieſem Augenblick eine Reihe angenehmer Erinnerungen in ihr Gedächtniß gerufen, die ihr ganzes Weſen zu verändern ſchienen.

Die gefühlvolle Frau hatte ſeit dem Tode ihres Gatten ihr Herz nur dem Kummer geöffnet; jetzt kam ein Strahl von Heiterkeit in ihre Seele. Sie reichte dem Unterofficier die Hand und hieß

ihn als Landsmann willkommen. Der gute Krieger war nicht minder erfreut, in dieser Frau, deren Aeußeres seine Achtung bei'm ersten Anblick schon in Anspruch nahm, eine Landsmännin zu finden, die er in solcher Entfernung vom Vaterlande kaum erwartet konnte.

Frau Ermann fing schon an, sich genau zu erkundigen, wie es jetzt in ihrem Vaterlande stehe, und der Unterofficier war eben im Begriff, nach ihrem Familiennamen zu fragen, als ihr Gespräch von den jüngeren Kindern unterbrochen wurde, die eben aus der Schule zu Hause kamen.

Die armen Kleinen traten traurig herein; denn sie hatten schon von der Schwester gehört, daß der fremde Mann ihre Weihnachtsfreuden verkümmern würde.

Carl grüßte zwar den Soldaten; allein er machte dazu ein so trotziges Gesicht, daß dieser wol sahe: er sey dem kleinen Manne nicht willkommen. Caroline hingegen konnte bei dem Anblick dieses Freudenstörers ihre Thränen nicht zurück halten; sie fühlte ihre Unart und verbarg ihr weinendes Gesicht in die Schürze ihrer Mutter.

Der Fremde glaubte, sein Anblick habe das

Kind erſchreckt; er nahte ſich ihr freundlich und verſicherte, daß er ſie recht lieb habe und ihr gewiß nichts zu Leide thun werde.

Jetzt konnte ſich die Kleine nicht länger halten, ihr Schmerz bekam Worte. — „Du haſt mir „ſchon viel zu Leide gethan," ſagte ſie ſchluchzend; „Du biſt Schuld, daß uns Schweſter Eliſe keinen „Weihnachten kaufen kann."

„Still doch, Schweſterchen," fiel ihr Carl in die Rede; „Schweſter Eliſe hat geſagt, wir ſollten uns nichts merken laſſen. Und was haſt du „ihr verſprochen?"

Caroline trocknete ihre Thränen und ſetzte ſich ruhig auf ein Bänkchen neben der Mutter.

Der fremde Mann, der ſelbſt Vater mehrerer Kinder war, wurde gerührt und machte einen glücklichen Verſuch, die Heiterkeit der kleinen Geſchöpfe wieder herzuſtellen. Er verſicherte den Kindern, daß er nur in der Abſicht gekommen ſey, ihnen ſelbſt einen Weihnachten zu geben. Dem Carl verſprach er Flinte, Säbel, Trommel und dergleichen und der kleinen Caroline die ſchönſte Puppe die er nur bekommen könnte.

Durch dieſe Verſprechungen wurde die gute

Laune der Kinder bald wieder hergeſtellt. Sie erzählten, was ſie alles auf dem Markte geſehn hatten und was ſie ſich von dieſen ſchönen Sachen wünſchten. Der Unterofficier verſprach, ſie ſelbſt auf den Markt zu führen, ſobald er Zeit habe; und als Eliſe endlich, nach beendigten Geſchäften, in das Zimmer zurückkam, fand ſie Ruhe und Frieden völlig wieder hergeſtellt.

Sie ſagte dem Unterofficier, daß ſie ihm ſein Zimmer anweiſen und dann gleich ſein Mittageſſen beſorgen wolle.

Er dankte dem lieben Mädchen höflich, warf aber einen bittenden Blick auf ſeine gute Landsmänninn, die ihn verſtand.

„Ich habe in dieſem Herrn einen Landsmann „entdeckt und habe noch viel mit ihm über mein „liebes Vaterland zu ſprechen; es wird mir daher „lieb ſeyn, wenn er in unſerm Familienkreiſe mit „uns vorlieb nehmen will.“

Heiter drückte der Krieger ſeiner Landsmänninn die Hand und dankte ihr, daß ſie ſeinen Wünſchen zuvorgekommen war.

Der jungen Eliſe war die Gegenwart des Gaſtes nicht ganz angenehm; ſie erwartete ihren

Waldemar, den sie den ganzen Tag noch nicht gesehn hatte; allein sie besaß zuviel Lebensart und Herzensgüte, um ihr Mißvergnügen an den Tag zu legen, sobald sie sah, daß ein jeder mit dieser Einrichtung zufrieden war. Ja, es bedurfte nur kurzer Zeit, so war sie heiter, wie die Uebrigen.

Während die Familie noch zu Tische saß, trat Waldemar mit frohem Gesicht herein. Die Gegenwart des Fremden war ihm zwar etwas auffallend; allein sobald er ihm als Landsmann der Madam Ermann vorgestellt wurde, schien er auch ihm kein Fremder mehr.

Waldemar führte seine Geliebten zu, der Vetter sei eben von der Reise zurückgekommen und er wolle nur abwarten, bis er gegessen habe, um ihm sodann sein Gesuch vorzutragen.

Beide junge Leute zweifelten nicht an dem besten Erfolg und sahen freudig ihrer nahen Verbindung entgegen.

Eine allgemeine Heiterkeit verbreitete sich über die ganze Tischgesellschaft. Die schönen Kleinen bemerkten die veränderte Stimmung der Schwester. Sie redeten heimlich mit einander und Caroline, Elisens Liebling, trug endlich darauf

an, daß Schwesterchen ihnen nun wol auch eine Weihnachtsfreude machen würde, da sie selbst nicht so vergnügt wäre.

Elise umarmte den kleinen Engel und versprach, ihre Wünsche zu erfüllen. Sie dachte nicht daran, daß ihr kein Geld mehr übrig geblieben war. Kennt ein glücklich liebendes Herz wol irgend einen Mangel?

Der Fremde, den endlich seine Geschäfte abriefen, verließ ungern die liebenswürdige Familie. Es war ihm lange nicht so gut geworden, in einem solchen Kreise freundschaftlich aufgenommen zu werden. Woldemar eilte, sobald er es für schicklich hielt, zu seinem Vetter. Elise begleitete den Geliebten bis vor die Hausthür; er nahm sich einen Kuß mit auf den Weg und ging, von den heißesten Wünschen der Geliebten begleitet.

Bei ihrer Zurückkunft fand das heitere junge Mädchen die Mutter in tiefes Nachdenken versunken. „Wie wird das enden," sagte sie schwermüthig, „ich traue dem alten Sermann nicht."

„Liebes Mütterchen, versetzte Elise rasch, es „wird gewiß alles gut gehn; mein Herz sagt es

„mir, und diese Stimme hat mich noch nie betro-
„gen.“

„Gott gebe es, mein theures Kind! Dein lie-
„bevolles Benehmen gegen uns alle, und Deine
„Aufopferungen, die Dir so leicht werden, verdienen
„das beste Loos; der Himmel weiß, ob es Dir einst
„zu Theil werden wird.“

Elisens schönem Herzen that das Lob der guten Mutter innig wohl; allein sie sah, daß diese dabei zu sehr gerührt wurde und suchte das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken. Sie kamen bald auf diejenigen, die ihnen am nächsten lagen, auf die Ueberrechnung ihrer Finanzen. Hier ergab es sich, daß sie unmöglich mit ihrem Geldvorrath reichen könnten; da noch einige nothwendige Kleidungsstücke der Kinder, die zu Weihnachten bestellt waren, bezahlt werden mußten.

Die Mutter war in sichtlicher Verlegenheit; Elise schien nur nachzudenken. Nach kurzer Ueberlegung zog das frohe Geschöpf eine Schublade ihrer Commode aus, nahm ein weißes Mousselinkleid heraus, das sie zu ihrem Brautkleide mit vielem Fleiß gestickt hatte, besah es, legte es glatt zusam-

men und ſagte froh: „dafür bekomme ich gewiß
„20 Thaler.“

„Nein, das iſt zuviel, ſagte die gerührte Mut-
„ter. Das kann ich nicht zugeben. Es ſollte ja
„Dein Brautkleid ſeyn.“

„Beruhigen Sie ſich, liebes Mütterchen,“ ver-
ſetzte die holde Eliſe. „Woldemar führt mich
„in einem einfachen weißen Kleide gewiß eben ſo
„gern zum Traualtar, als in einem geſtickten; und
„uns hilft dieſe Summe für jetzt aus aller Noth.“

„Herrliches Mädchen,“ rief die Mutter, indem
ſie Eliſen in ihre Arme ſchloß. „Was wäre ohne
„Dich aus mir geworden! Du erſetzeſt mir faſt den
„Verluſt deines geliebten Vaters. Er hatte, gleich
„Dir, Muth für uns Beide; allein er war ein
„Mann. Aus dem vaterländiſchen Boden geriſſen,
„ſchmiegte ich, gleich einer ſchwachen Rebe, mich an
„den feſten Stamm. Seit ein Sturm mir den
„Stamm entwurzelte, wäre ich längſt zu Boden
„geſunken, hätteſt Du, liebes Mädchen, mich nicht
„aufrecht erhalten. Aber ſage mir, woher nimmſt
„Du dieſen Muth bei Deiner Jugend, da er mir im
„reifen Alter fehlt?“

„Gott und die Liebe geben mir Muth, beſte „Mutter, erwiderte das gerührte Mädchen. — Oft „betrachte ich die Wege der Vorſehung; unſer Vater „wurde uns entriſſen und durch ihn eine ſtarke „Stütze. In meinem Woldemar finden wir eine „neue Stütze. Hat er nur erſt die Stelle bekom„men und ſind wir vereinigt, dann ſollen Sie keinen „Kummer mehr haben.“

„Dann, gute Kinder, danke ich Euch gern mei„ne Ruhe, verſetzte die Muter. Aber wenn der „Plan mißlingt, wenn Ihr nicht vereinigt werdet? „Zwar habt Ihr nicht, gleich mir, einen harten Beu„der, der Euch trennen will, der Euch aus eurem Va„terlande vertreibt; allein dem Vetter Sormann „traue ich auch nicht viel.“

Diesmal hatte die ängſtliche Mutter nur zu wahr prophezeiht. Es währte nicht lange, ſo trat Woldemar mit finſterm Geſicht ins Zimmer. Er ſetzte ſich Eliſen gegenüber, und ſah ſie ſchweigend an.

„Gott! was iſt das! rief das erſchrockene Mäd„chen, ſollte unſere Mutter Recht haben? Sollte „Sormann wirklich hart geweſen ſein?“

„Ja, das war er," erwiderte Woldemar mit verbiſſenem Grimm. „Er hat die Bürgſchaft rund „abgeſchlagen; er hat mich geringſchätzig behandelt, „und zwar in Gegenwart eines Fremden. Kaum „konnte ich mich halten, ſeine Inſolenzen zu er„widern. — Der franzöſiſche Oberſt, der Zeuge „unſers Geſprächs war, trat auf meine Seite, und „entwafnete dadurch einigermaßen meinen Zorn."

Eliſe erholte ſich bald von ihrem erſten Schrecken, ſie umarmte ihren Woldemar und ſagte: „laſſen wir den Muth nicht ſinken; was heu„te nicht gelang, gelingt vielleicht morgen." Heimlich ſagte ſie ihrem Geliebten: „wir müſſen der Mut„ter unſere Betrübniß verhehlen, damit ſie nicht zu „traurig wird, — ich gehe morgen ſelbſt zu Herrn „Sormann; ich habe ohnehin ein Gewerbe im „Hauſe, und da will ich noch einmal mit ihm reden. „Er ſchien mir immer gut zu ſeyn, vielleicht kann „ich ihn bewegen."

Waldemar ſchüttelte finſter den Kopf, drückte das liebliche Mädchen an ſein Herz und ſchwieg.

Eliſe holte ihre Guitarre, ſang und ſpielte dem Geliebten Schillers ſchönes Lied an die Hoffnung; ſo

gelang es ihr endlich, diese süße Gabe des Himmels wieder in seiner Seele zu wecken.

Von den süßen Tönen angelockt, kamen die Kleinen herein und brachten ihren Landsmann, so nannten sie jetzt nur den Unteroffizier, mit.

Elise hatte die Artigkeit, ihm einige Elsasser Liederchen vorzuspielen; sie hatte sie von der Mutter gelernt, und deshalb den richtigen Dialekt völlig inne. Die gute Tochter hatte dabei noch einen Nebenzweck; sie wollte die Mutter aufheitern, die seit Woldemars Bericht stets tiefsinnig vor sich hinsah.

Alle wurden heiter, die Kleinen und der Landsmann sogar ausgelassen froh; er tanzte mit den Kindern und trieb allerlei Possen mit ihnen. Doch die Mutter war nicht aus ihrem Tiefsinn zu bringen. Auch Woldemar versank zuweilen in seine düstere Laune zurück; allein Elise wußte ihm ihre angenommene Heiterkeit sogleich wieder mitzutheilen.

Der Landsmann sagte endlich: „mein Oberster „müßte die Jungfer singen hören, gewiß, er wäre „vor Freuden außer sich, so fern vom Vaterlande die „vaterländischen Lieder zu vernehmen.

Woldemar fragte nach dem Obersten und

hörte: daß es der nemliche sey, der bei Herrn Sormann im Quartier läge.

Elise freuete sich der Entdeckung; es drang ein Hoffnungsstrahl in ihre Seele. Wenigstens hatte sie eine dunkle Ahnung, daß dieser Mann ihr nützlich sein könne. Als sie Woldemar den Abend zur Hausthür begleitete, theilte sie ihm ihre Ahnung mit; allein er rieth ihr ganz ab, zu Sormann zu gehn.

„Er ist so sehr wider unsere Heirath, als wider „die Bürgschaft.“ Bitter setzte er hinzu: „arme „Leute, wie wir wären, machten sich nur unglücklich, „wenn sie sich mit einander verbänden. Das war „die Meinung des gefühlvollen Reichen.“

„Lassen wir ihm seine Meinung, sagte Elise „mit heiterem Lächeln. Sind wir nicht schon durch „unsere Liebe glücklich, wenn uns auch alles fehl„schlägt?“

So heiter Elise auch scheinen wollte, so vermochte sie doch ihre Thränen dem Geliebten nicht zu verbergen.

„Er erblickte sie und sagte, indem er sie an sein Herz drückte: „Verliere Du den Muth nicht, Du „mußt uns ja alle aufrecht erhalten.“

Das gute Mädchen war froh, bei ihrer Zurückkunft ins Zimmer die Mutter im Bett zu finden. Die Kleinen waren schon früher schlafen gegangen und sie konnte ihren Thränen einige Zeit unbemerkt freien Lauf lassen.

Glücklicherweise hielt bei dem frohgestimmten Gemüth die gänzliche Trostlosigkeit nie lange an. Die Hoffnung zeigte sich ihr bald als Freundinn der liebenden Jugend im schönsten Glanze. Nach kurzer Trauer ging sie heiter zu Bett und wiegte sich in süße Träume.

Die traurige Mutter stellte sich, als schliefe sie; allein sie durchwachte die ganze Nacht.

Die Hindernisse, welche sich bei der Heirath ihrer Tochter zeigten, riefen ihr ihre eigene frühere Geschichte ins Gedächtniß zurück. — Die sterbende Mutter hatte ihren Bund mit dem Rentmeister gesegnet, allein ihr Bruder, der gleich darauf von einer Reise zurückkehrte, versuchte es, sie auf ewig zu trennen. Der junge Edelmann sah die Verbindung mit einem Bürgerlichen nicht gern, und störte den Bund der reinsten Liebe. Die Liebe des Rentmeisters suchte Mittel wider diese Gewalt. Er fand Brodt in einem fernen Lande und wußte seine Ge-

liebte dahin zu bewegen, daß sie ihm dahin folgte. So lange der treue Gatte lebte, fühlte die Neuvermählterinn nie einen Augenblick Reue über diesen Schritt; allein nach dem Tode des Gatten überfiel sie das Gefühl von Fremdheit und Verlassenheit oft in hohem Grade, und eben jetzt hatte alles dazu beigetragen, ihr jeden kleinen Umstand ins Gedächtniß zu rufen.

Erst gegen Morgen schlummerte die arme Mutter ein; Elise hingegen stand früh auf, um sich zu dem schweren Gange vorzubereiten, welchen sie zu machen hatte. Sie überlegte, was sie Herrn Sormann sagen wollte; allein sie fand am Ende für das Beste, ihre Worte dem Zufall zu überlassen.

Der Verkauf des Kleides sollte ihr den Vorwand zum Besuch im Sormannschen Hause geben; sie eilte deshalb, alles in Ordnung zu bringen. Doch indem sie das Kleid hervorholte, wandelte sie eine kleine Schwäche an. Es war lange ihre Lieblingsarbeit gewesen; Woldemar hatte ihr gewöhnlich vorgelesen, wenn sie daran stickte, und ihr wol tausendmal gesagt, wie reizend sie ihm erscheinen würde, wenn er sie in diesem Anzug zum Altar führte.

Sie stellte sich noch einmal vor den Spiegel,

hielt das Kleid an sich und betrachtete sich einige Minuten mit wehmüthigem Wohlgefallen. Kaum aber hörte sie der Mutter Tritt, so packte sie das Ganze schnell zusammen, trocknete ihre feuchten Augen und begab sich so schnell, als möglich, auf den Weg.

Bis nahe an das Haus des Herrn Sermann ging sie schnell; dann aber wurden ihre Schritte langsamer, ja sie war gewissermaßen froh, ihren einquartierten Unterofficier zu erblicken, der vor dem Sermannschen Hause stand.

Der freundliche Krieger begrüßte seine hübsche Jungfer Landsmännin, wie er sie nannte, und hielt sie einige Minuten auf. Es war ihm nicht entgangen, daß sein Oberster, zu dem er eben gehen wollte, ungeachtet der strengen Kälte, das Fenster öffnete, um das hübsche Mädchen in Augenschein zu nehmen.

Beide gingen endlich in das Haus; der Soldat zum Officier und Elise zu Mamsell Sermann, die auf dem Zimmer ihres Vaters frühstückte.

Das junge Mädchen näherte sich Elisen vernehmer, als sonst; sie wußte von ihrem Vater, was

vorgefallen war, und glaubte, daß sie käme, um Waltemar's Besuch zu wiederholen.

Elise, der dieses ungewohnte fremde Wesen sehr empfindlich war, langte schnell ihr Kleid hervor, um ihre Verlegenheit zu verbergen. Die Germaine hatte mehrmals gewünscht, ein ähnliches Kleid zu besitzen; sie bot es ihr also für sich selbst zum Kauf an. Jene besah es mit funkelnden Augen und rief ihrem Vater, es ebenfalls zu sehen.

„Ach, sehen Sie, lieber Vater!“ sagte sie, „die „gute Elise bietet mir ihr Brautkleid zum Kauf „an; es ist das schönste, das ich noch von ihrer Ar„beit gesehen habe. Es gäbe ein herrliches Weih„nachtsgeschenk für mich.“

„Ey, ey,“ sagte der Alte, indem er seine „Brille aufsetzte, „das Brautkleid? nun so laß denn „sehen!“

In diesem Augenblick trat der Oberst herein, um, wie er sagte, seinem freundlichen Wirth einen guten Morgen zu wünschen, hauptsächlich aber, um die hübsche Elise in der Nähe zu sehen.

Nach den ersten Complimenten bat der Oberst, daß man sich nicht stören ließe; er trat selbst hinzu, den Handel mit anzusehn.

Er bewunderte die Arbeit und sagte Elisen viel Schönes über ihr Talent, sobald er hörte, daß sie die Verfertigerinn davon war.

Die junge Künstlerinn gerieth zwar in einige Verlegenheit, allein sie benahm sich doch mit vielem Anstand; ungeachtet Herr Sormann alles that, sie außer Fassung zu bringen.

„Es sollte das Brautkleid des jungen Frauen„zimmers werden, sagte er lachend, nun weiß man „ja wohl, vor der Hochzeit geben sie sich alle Mühe, „in unsern Augen so hübsch als möglich zu erschei„nen. — Mein Lieschen mögte jetzt gern das „Kleid haben, vermuthlich denkt sie bald Braut zu„inn zu werden; nun, ihr kann es nicht fehlen, denn „sie hat Geld."

Beide Mädchen errötheten über diese Rede; die Sormann war zwar nicht an Feinheit gewöhnt, allein dieser Ausbruch des Vaters war ihr doch zu stark, um nicht verlegen zu werden.

Der Oberst sprach mit Elisen aufs neue von ihrer Arbeit, um sie aus der Verlegenheit zu ziehen; allein der Alte ruhete nicht, sie nur noch ärger hinein zu stürzen.

„Aber, Kind," fing er wieder an, „warum

„wollen Sie so plötzlich ihr Brautkleid verkaufen? „Nicht wahr, Sie denken, es wird nichts aus der „Heirath, weil er den Dienst nicht bekommt?"

„Nicht deshalb verkaufe ich das Kleid," erwiderte Elise hoch erröthend, „ich weiß, daß mein „Waldemar mir bleibt, auch wenn er noch Jahre„lang auf einen Dienst warten muß; allein meine „Mutter, die auf die Einquartierung nicht gerechnet „hatte, bedarf Geld; warum sollte ich nun nicht das „Ueberflüssige hingeben, um ihr das Nothwendige zu „verschaffen?"

Der Oberst lobte Elisen sehr wegen ihrer kindlichen Gesinnungen, und fragte sie endlich, warum ihr Geliebter den Dienst nicht bekommen könnte.

Sie wollte ihm eben antworten, als Sormann ihr in die Rede fiel. „Der junge Mann „soll 1000 Rthl. Caution stellen," sagte er, „und „hat nicht einen Heller. Da kam er gestern zu mir, „als seinem ehemaligen Vormund; allein ich habe „schon bei der Vormundschaft viel zugesetzt, die Zeiten sind schlecht, man kann nicht wie man will, „man hat ja selbst ein Kind." Indem er sich gegen Elisen wandte, fuhr er fort: „Und doch kam „mir das Jüngferchen her, mein hartes Herz noch

„zu erweichen? Nicht wahr, Woldemar hat Sie „her geschickt?“

Elise suchte einige Thränen zu verschlucken, faßte sich, so gut sie konnte und sagte dann gelassen: „Sie haben Recht, Herr Sormann, ich kam mit „in dieser Absicht her; doch der Verkauf des Kleides war mein Hauptzweck; denn Woldemar hat „mir schon alle Hoffnung benommen, den andern zu „erreichen. Auch weiß er nicht, daß ich dennoch her„gegangen bin.“

„So, so, um desto besser,“ murmelte der Alte, „ich kann mich auch auf nichts einlassen. — —.

„Fünf bis sechs Fr'd'or ist dieses Kleid wol werth?“ fiel der Oberst schnell ein; denn er fühlte die Verlegenheit des jungen Mädchens.

„Ich verlange nur 20 Rthl. dafür;“ sagte die bescheidene Elise.

„Damit Sie nicht ganz vergebens gehn, will „ich sie Ihnen zahlen;“ sagte Sormann, der gern sein Töchterchen in diesem Putz sehn wollte und befürchtete, der Oberst möchte ihm den Preis vertheuern.

„Verzeihen Sie, ich habe den Vorkauf;“ sagte dieser, „ich habe das erste Gebot gethan.“

„Das war doch wol nur Scherz;“ verſetzte der Alte lachend. „Was wollten der Herr Oberſt auf dem Marſche mit dieſem Flitterſtaat?“

„Ei, könnte ich es nicht zu einem Weihnachts„geſchenk beſtimmen?“ erwiderte der Officier. „Zu „dergleichen Galanterien findet ſich auf dem Marſche „auch oft Gelegenheit.“

Sormann und ſeine Tochter lächelten; denn ſie zweifelten nicht einen Augenblick, das Kleid ſei für Letztere beſtimmt. Auch Eliſe hielt es für ausgemacht und war froh, ohne weiteres hin und her Reden aus dem Hauſe zu kommen.

Sie nahm 4 Frd'or und gab dem Oberſten die beiden übrigen zurück.

„Nur dies kann ich nehmen;“ ſagte ſie mit Anſtand.

Der Oberſt drang noch einmal in ſie, die ganze Summe zu nehmen, und verſicherte, ihre Arbeit ſei damit noch nicht bezahlt.

Sormann und Lieschen winkten ihr ebenfalls, es nicht auszuſchlagen; allein ſie blieb feſt, nahm ihre 4 Frd'or und empfahl ſich.

Sobald ſie das Zimmer verlaſſen hatte, brach

der Oberst in Lobeserhebungen über ihr ganzes Wesen und Betragen aus.“

„Sie ist ein ganz artiges Ding;“ fiel Sormann ein, „nur wünschte ich, die Mutter hätte sie „nicht zu diesem Bettelstolz erzogen. Doch ihr steckt „der Adel noch im Blut; denn sie war ein armes „Fräulein, die der verliebte Rentmeister aus dem „Elsas entführte. Sie hat sich immer so apart ge„halten, schade, daß sie auch das hübsche Mädchen „so apart erzogen hat. Das kleine Ding sollte in „Dienste gehn, sie könnte da ihr Glück besser ma„chen, als mit dem armen Schlucker, dem Wol„demar.“

Der Oberst, der durch seinen Unteroffizier schon etwas von der Familie erfahren hatte, erkundigte sich jetzt genau nach allen Umständen, sowohl was die Familie Sormann, als auch was Woldemar betraf, und ging, sobald der redselige Herr Sormann ihm alles mit Zusätzen und Anmerkungen genau erzählt hatte, auf sein Zimmer, ohne Lieschen, wie man zu erwarten schien, mit dem Kleide ein Geschenk gemacht zu haben.

Elise nahm indessen traurig und innig bewegt ihren Weg nach Hause; das Betragen des Obersten

hatte sie tief gerührt und sie fühlte eine Zuneigung zu diesem Manne, von der sie sich selbst keine Rechenschaft geben konnte.

Der Weg, den Elise nehmen mußte, führte sie über den Weihnachtsmarkt; die Kaufleute aus mehreren Buden riefen sie an, und hierdurch wurde sie aus ihrem Tiefsinn geweckt. Bei den bunten Spielsachen, die ihr in die Augen fielen, dachte sie lebhaft an ihre kleinen Geschwister und konnte nicht umhin, diesen vom ihrem erhaltenen Gelde auf den Abend eine kleine Freude zu bereiten; so wenig Freude auch in ihrem Herzen wohnte.

Das junge Gemüth des holden Geschöpfs war von Natur zu froh, um gleich so ganz in Gram zu versinken, es bedurfte nur einer Kleinigkeit, um sie wieder heiterer zu stimmen. Gewöhnlich sieht die Jugend noch Alles in einem rosenfarbenen Lichte, nur öftere Erfahrungen stimmen uns dazu, manche Unglücksfälle für bleibend und unwiderruflich zu erkennen.

Elise dachte jetzt nur der Freude, die sie ihren Lieben bereiten wollte, und hoffte von der Güte des Himmels auch die baldige Erfüllung ihrer Wünsche,

obgleich sie jetzt dazu noch keine Möglichkeit sahe.

Nachdem sie lange gewählt und manche artige Kleinigkeit ausgesucht hatte, ging sie schwer beladen nach Hause, ja sie mußte sich noch einiges nachtragen lassen. Sie eilte, ihre Schätze zu verstecken, ehe sie sich vor Mutter und Geschwistern sehen ließ. Heiter trat sie in das Zimmer, allein sie wurde bald herunter gestimmt, als sie Woldemar und die Mutter trübsinnig bei einander sitzend fand.

Beide reichten ihr schweigend die Hand, Woldemar mochte den Mund nicht zu einer Frage öffnen, die er sich schon selbst beantworten konnte; die Mutter aber, durch Elisens heitern Blick etwas aufgerichtet, wagte zu fragen, was sie ausgerichtet habe?

„In der Hauptsache leider nichts;" versetzte Elise „aber doch bin ich nicht ganz umsonst gegangen."

Woldemar rief jetzt verdrüßlich aus: „o, warum mußte ich doch zu spät kommen, um Dich von diesem Gange abzuhalten, den Du ganz wider meinen Willen gemacht hast!"

„Beruhige Dich, lieber Waldemar,“ versetzte Elise schmeichelnd. „Ganz vergebens war mein „Gang doch nicht; ich habe für unsere nächsten Bedürfnisse gesorgt und habe ein edles Herz kennen „lernen.“ Hierauf erzählte sie, was vorgefallen war; nur mäßigte sie die Ausdrücke des alten Hermann.

Die Mutter umarmte ihr gutes Kind und sagte: „Es ist wahr, der Officier hat sich edel benommen; auch Du bist auch mein sehr edles Mädchen.“

„O, beste Mutter,“ versetzte die unbefangene Elise, „Sie müßten diesem braven Obersten gut „seyn, wenn Sie ihn so theilnehmend gesehen hätten, wie ich ihn sah. Er scheint mir ein gar lieber „Mann zu sein.“

In Waldemars Innern kochten schon lange Verdruß und Unmuth, die Hände waren ihm aber gebunden, und es blieb ihm nichts übrig, als sein Schicksal bitter anzuklagen. Er konnte für diejenige, die er so gern glücklich gemacht hätte, nicht das Geringste thun. Elise, das Mädchen, war thätiger gewesen, als er, der Mann. Sie hatte ein Opfer gebracht, das für ein junges Mädchen nicht klein schien. Alle diese Dinge verstimmten den liebenden Jüngling. Ein fremder Mann hatte für die Familie es

was gethan, Elise liebte ihn deshalb mit Wärme; das war mehr, als er ertragen konnte. Es loderte etwas in seiner Seele auf, das der Eifersucht glich, und er war nicht Herr genug über sich selbst, seinen Unmuth zu verbergen.

„Wie glücklich ist doch dieser Mann," sagte er mit halb verbissenem Grimm, „daß ihm das warme „Lob einer Elise zu Theil ward. Ein Unglückli„cher wie ich darf darauf keinen Anspruch machen."

„Woldemar, was ist Dir?" rief Elise bestürzt.

„O ich werde Dich nie besitzen!" rief der unglückliche Jüngling; „Du wirst noch einem mehr „vom Glück begünstigten, zu Theil werden."

Elise konnte sich nicht mehr halten, sie brach in Thränen aus und sagte, zu der Mutter gekehrt: „er weiß, wie innig ich ihn liebe, und kann mich „doch so kränken." Dann sagte sie sanft zu Woldemar, indem sie ihm die Hand reichte: „ich verzeihe Dir."

Der Jüngling küßte heftig die dargereichte Hand des Mädchens und rief: „aber ich verzeihe mir nicht." Mit diesen Worten entfernte er sich plötzlich aus dem Zimmer und eilte ins Freie, die

stürmischen Gefühle in seiner Brust verjagten ihm Zimmer und Haus, ja selbst die Stadt.

Die arme Elise ließ er sehr betrübt zurück. So hatte sie ihn noch nie gesehn; allein seine Seele war auch noch nie so hoffnungslos, als in diesem Augenblick. Sie warf sich der Mutter um den Hals, um ihre Gefühle auszuweinen. Die gute Frau suchte sie zu trösten, sie erklärte ihr Waldemars überströmende Gefühle aus ihrem vorhergehenden Gespräch.

Schon die Nachricht von dem Verkauf ihres Brautkleides hatte ihn tief erschüttert. Er glaubte, das als eine schlimme Vorbedeutung ansehn zu müssen. Der Gedanke stieg in ihm auf, daß er Elisen entsagen müsse, sobald sie eine vortheilhafte Parthie thun könne. So vorbereitet, bedurfte es wenig mehr, um ihn außer sich zu bringen. „Seine Vernunft und die feste Ueberzeugung „von Deiner Liebe werden ihn bald reuig zu Dir „zurückführen," fügte die tröstende Mutter hinzu.

Elise überließ sich nicht lange dem Ausbruch ihres Schmerzes, die mancherlei Geschäfte des heutigen Tages ließen ihr nicht Zeit dazu. Durch die

Einquartierung waren die kleinen Geschäfte um vieles vermehrt, und die ganze Last ruhete auf Elisen; denn die Mutter war zu schwach, um in den kalten Wintertagen das Zimmer verlassen zu können.

Elise war thätig, wie immer, sie sollte ja noch heute die Freudengeberinn ihrer kleineren Geschwister werden, die sie zärtlich liebte. Es stahl sich manche Thräne aus ihrem Auge; doch suchte sie ihren Kummer vor Mutter und Geschwistern zu verbergen; hierzu half die Gegenwart des Landmanns, den sie nichts von ihren Gefühlen durfte merken lassen.

Nach Tische bat sich dieser eine geheime Unterredung mit ihr aus. Er zeigte ihr, was er für die Kleinen gekauft hatte und bat sehr bescheiden, daß man ihn an der Freude möchte Theil nehmen lassen.

Elise bewilligte es gern; denn der Mann gehörte schon gleichsam zu ihrer Familie; doch konnte sie sich nicht entschließen, eben so nachgiebig zu seyn, als er für die Zulassung des Obersten bat.

Der Unterofficier bat dringend; er sagte, der gute Herr nehme so warmen Antheil an ihrer Familie, daß es ihm wehthun würde, wenn er eine abschlägige Antwort erhielte.

Es wurde Elisen schwer, das Gesuch zu verweigern; allein der Gedanke an Woldemars Eifersucht schien es ihr nothwendig zu machen. Doch nahm sie den Vorwand dazu von der Kränklichkeit ihrer Mutter, die ein solcher Besuch zu sehr angreifen würde.

Der Landsmann meinte, daß er dem Obersten schwerlich die Idee würde benehmen können; auch würde er sich von der Jungfer am allerwenigsten einer abschlägigen Antwort versehn.

Wohl fühlte Elise, daß sie in den Augen des Mannes als undankbar erscheinen müsse; allein ihre Liebe besiegte alle andere Betrachtungen und sie blieb bei ihrer Weigerung.

Der Unterofficier versicherte, er wolle sein Möglichstes thun, den Obersten abzuhalten, allein er stehe für nichts.

Von nun an besorgte Elise ihre kleinen Geschäfte mit halber Angst, ob ihr gleich zu ihrem Trost stets wieder einfiel, daß Woldemar zu sehr von ihrer Liebe überzeugt sey, um seinem Verdacht lange Raum geben zu können. Als aber der Abend

heran kam, und Woldemar noch immer nicht wieder sichtbar wurde, entfiel ihr aller Muth.

Kaum sahe und hörte sie bei dem Aufputzen des Zuckerbaums und der Spielsachen. Gern hätte sie das Ganze unterlassen, allein sie fand es Unrecht, die Freude der Kleinen zu verkümmern, weil in ihrem Herzen keine wohnte.

Der Landsmann half ihr bei ihrem Geschäft. Er erwähnte des Obersten nicht mehr, und sie hatte nicht den Muth, darnach zu fragen.

Schon ward es ganz dunkel, die Kleinen sahen sehnsuchtsvoll dem Augenblick entgegen, wo ihnen der Himmel eröffnet werden sollte; allein Woldemar war noch nicht da, und Elise konnte sich nicht entschließen, das Fest anzufangen, ehe ihr König erschien.

Jetzt öffnete sich die Hausthür, man hörte die Treppe herauf kommen, Elise glaubte bestimmt, es sey ihr Geliebter, allein wie war das arme Mädchen erschrocken, als sie statt seiner den Obersten in das Zimmer des Unterofficiers gehn sah. Jetzt wünschte sie, Woldemar möchte nicht kommen, bis das Fest vorüber sey.

Endlich die Mutter um Rath, mit
legte und beschloß, nur noch ein wenig auf ihn
warten, und dann die Kinder und den fremden
dann nicht länger aufzuhalten.

Woldemar war aus dem Hause seiner Ge-
bten hinaus vor's Thor gegangen, tausend entge-
gesetzte Gefühle durchströmten seine Brust und
er rauhe nebelichte Wintertag war nicht dazu ge-
acht, sein Inneres zu besänftigen. Er ging im-
ner weiter, ohne zu wissen, wohin sein Weg ihn
führte, bis er endlich, halb erstarrt vor Kälte, in
einem einsamen Wirthshause anlangte.

Die freundliche Wirthinn, die ehemals in dem
Hause seiner Mutter gedient hatte, und ihn noch
recht gut kannte, zog ihn mehr in ein warmes Zim-
mer, als daß er sich freiwillig hinein begeben hätte.
Sie bereitete ihm unaufgefordert ein warmes Bier
und so fing sein Körper nach und nach an, wieder
aufzuthauen. Auch auf seine Seele wirkte die Alte,
ohne es zu wissen. Seine Verbindung mit Eli-
sen war ihr nicht fremd. Sie fragte nach dem
lieben Mädchen, das sie kannte, und theilte ihm
ein Gespräch mit, daß sie kürzlich mit seiner Geliebt-

ren gehalten hatte, woraus die ganze Liebe des himmlischen Mädchens hervorleuchtete.

Jetzt tagte es endlich wieder in Woldemar's Seele. Der Himmel selbst schien diesen Augenblick mit Heiterkeit krönen zu wollen. Die Abendsonne brach mächtig aus dem Nebel hervor und deutete auf eine helle, heitere Nacht.

Der Jüngling fühlte sich jetzt gestärkt an Leib und Seele. Es fiel ihm plötzlich ein, daß Elise ihn den ganzen Tag mit Sehnsucht erwartet haben würde. Er dankte der Wirthinn für ihre Erquickung, bezahlte sie reichlich und machte sich eilend auf den Weg; er hatte über zwei Stunden zu gehen, ehe er die Stadt erreichen konnte.

Sobald es dunkel wurde, fielen ihm die Kleinen und ihre Bescherung ein. Er fürchtete, sein Außenbleiben möchte ihre Freude verzögern, und strengte alle seine Kräfte an, um mit einbrechendem Abend in der Stadt zu seyn.

Kaum hatte er das Thor erreicht, so leuchteten ihm schon aus allen Fenstern die Weihnachtsbäume entgegen. Er hörte das Jubelgeschrei der Kinder und eilte jetzt um so mehr, eine ähnliche Freude zu genießen, die er, wie er befürchtete, verzögert hatte.

Sobald er in die Straße trat, wo seine Geliebte wohnte, sahe er schon von weitem ihre Fenster von Lichtern glänzen.

Man hatte ihn also nicht erwartet; Elise zürnte gewiß auf ihn. Wohl hatte er einigermaßen ihren Zorn verdient, allein, daß sie eine Freude genießen konnte, an der er nicht Theil nahm, that ihm doch weh.

Halb schüchtern, halb verstimmt, trat er in das Zimmer, allein seine Verstimmung stieg aufs höchste, als er Elisen in den Armen des Obersten fand.

Ein kalter Schauer überfiel den unglücklichen jungen Mann. Er wollte sich wieder plötzlich aus dem Zimmer entfernen, weil er glaubte, es unbemerkt thun zu können; allein die Geliebte, die bei aller Freude nur an ihn dachte, nur ihn zum Zeugen und Theilnehmer herbei wünschte, hatte ihn gleich beim Eintreten erblickt. Auch sein jetziger Vorsatz entging ihr nicht; schnell machte sie sich aus den Armen des Obersten los und eilte in die seinigen, die sie krampfhaft umschlossen.

„Lieber böser Woldemar, kennst Du Deine

„Elise so wenig, daß Du an ihrer Treue zweifeln „kannst!“ rief sie aus.

„O Gott!“ erwiderte er leise, „finde ich Dich „nicht in den Armen eines Andern?“

„Frage aber erst, wer dieser Andere ist,“ rief jetzt das begeisterte Mädchen überlaut. „Er ist un„ser Vater, unser Wohlthäter, der einzige Bruder „meiner Mutter.“

Mit diesen Worten führte sie den verstummten Geliebten in die Arme des Oheims und der Mutter, die ihn und sie beide fest umschlossen hielten.

Der Unterofficier beschäftigte sich indessen mit den Kleinen, um seine Rührung zu verbergen.

Erst nach einer langen Umarmung, nach einem langen stillen Entzücken kam man zur Erklärung des Auftritts.

Der Oberst hatte sich, ungeachtet Elisens Weigerung, nicht abhalten lassen, dem kleinen Fest beizuwohnen. Das ängstliche Mädchen verzögerte den Anfang so lange als möglich, um Woldemar's Ankunft abzuwarten; aber endlich konnte man die Kinder nicht mehr zurück halten, und die Mut-

der Bäcker selbst, daß sie die Lichter anzünden sollte."

Die Kinder wurden hereingerufen, der Oberst und sein Unterofficier kamen mit ihnen. Ersterer überreichte Elisen das Brautkleid, welches er den Morgen von ihr gekauft hatte, und bat sie, es als ein Weihnachtsgeschenk von ihm zurück zu nehmen; was sie auch nicht verweigerte.

Die Mutter war halb leblos auf ihr Sofa zurück gesunken. Ihr Bruder faßte sie in seine Arme und bat sie tausendmal um Verzeihung wegen des Kummers, den er ihr gemacht hatte.

„Wollte Gott, ich könnte alles wieder gut ma„chen, doch das ist unmöglich; allein ich will thun, „was ich kann. Für Woldemar's Caution habe „ich 2000 Thaler niedergelegt, und hier ist sein Do„cret. Hier, liebe Schwester, sind noch 2000 Thaler „zu Elisen's Ausstattung. Deine Tochter bekömmt, „was ich Dir verweigerte."

Die Schwester sagte ihm den innigsten Dank, allein er wollte davon nichts hören.

„Nur durch die Versicherung meiner langen

„Reine, meiner innigen Zuneigung, kann ich auf „Deine Verzeihung Anspruch machen," sagte er tief bewegt, „dieser kannst Du versichert seyn. Seit ich „in Deutschland bin, forschte ich nach Dir, doch nur „erst heute erfuhr ich von meinem Wirth, daß Du „hier lebst, und wie Du lebst. Deine liebenswürdige Tochter hatte mich schon angezogen, ehe ich sie „kannte; ich freute mich unendlich, in ihr meine „Nichte zu entdecken."

Auf diese Erklärung folgte die Scene, bei welcher Woldemar seine Geliebte überraschte. Der edle Jüngling nahete sich beschämt dem frohen Cirkel. Er dankte, bat um Verzeihung, küßte seine Geliebte, fiel der Mutter und dem Oncle um den Hals und wußte nicht, was er vor Freuden anfangen sollte.

Der Oncle vermehrte die Freude noch, als er endlich sagte: „Nun, Kinderchen, müßt ihr übermorgen Hochzeit machen, damit ich die Braut „noch selbst zum Altar führen kann."

Alle willigten gern in sein Begehren, und so wurde dieser, erst so trübe Weihnachtsabend, durch die Einquartierung froher, als noch irgend einer war.

Der brave Unteroffizier ſtand im Hintergrunde und wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge. Ein Händedruck der braven Mutter und der liebenswürdigen Braut lohnten ſein Mitgefühl, auch ſchmeichelte ſich der redliche Mann, nicht ohne innere Zufriedenheit, dieſe frohen Ereigniſſe zum Theil mit herbei geführt zu haben.